



**Institut für Auslandsbeziehungen e. V. (ifa)**

## **Deutsche Spuren in St. Petersburg**

Reportagen junger Nachwuchsjournalisten über  
das deutsche Leben in St. Petersburg



Institut für Auslandsbeziehungen e.V. (ifa)

**Deutsche Spuren in St. Petersburg**

Reportagen junger Nachwuchsjournalisten über  
das deutsche Leben in St. Petersburg

## **Impressum**

Die Publikation ist entstanden im Rahmen der ifa-  
Reportagewerkstatt „Deutsche Spuren in St. Petersburg“.  
Das Projekt wurde finanziert aus Mitteln des  
Auswärtigen Amts.

Herausgeber  
Institut für Auslandsbeziehungen e. V. (ifa),  
Stuttgart

Redaktion und Lektorat  
Sonja Bill  
Diana Laarz

Satz und Gestaltung  
Andreas Mayer, Stuttgart

Fotos  
Eugen von Arb (außer S. 6, S. 31)  
aus dem Archiv der St. Petrigemeinde S. 6  
Ljuba Klassen S.31

Institut für Auslandsbeziehungen e.V.  
Charlottenplatz 17  
70173 Stuttgart  
Postfach 10 24 63  
D-70020 Stuttgart

info@ifa.de  
www.ifa.de

© ifa 2012

# INHALTSVERZEICHNIS

<b>Vorwort</b>	<b>5</b>
<b>Schwimmen unter dem Altar</b>	<b>6</b>
<b>Ein paar Krümel Deutsch, bitte</b>	<b>10</b>
<b>Strenge Engel</b>	<b>14</b>
<b>Starker Pfarrer Stark</b>	<b>17</b>
<b>Ein Geschenkeshop für große Jungs</b>	<b>21</b>
<b>Mit Liebe heilen</b>	<b>25</b>
<b>Zuletzt starben die Kinder</b>	<b>28</b>
<b>Von Rosamunde bis Rammstein</b>	<b>32</b>
<b>Die Königin der Clowns</b>	<b>35</b>
<b>Die Kunst, es zu wagen</b>	<b>39</b>
<b>Eine deutsche Insel</b>	<b>42</b>
<b>Danksagung</b>	<b>46</b>
<b>Über das ifa</b>	<b>48</b>

# VORWORT

„Das blaue Wasser blinzelt“ schreibt Elena Issajewa im Originaltext ihrer Reportage „Schwimmen unter dem Altar“, Egor Lykow beschreibt eine „alte Oma in Grau, die saumselig ihre Geschichte erzählt“ und Alexandra Poblinskowa umschreibt die Biographie ihrer Hauptperson damit, dass ihr „Arbeitsbuch wie ein Roman Dostojewskis“ aussehe.

Eindrucksvolle Bilder sind den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Reportagewerkstatt 2012 des Instituts für Auslandsbeziehungen (ifa) in St. Petersburg in ihren Wettbewerbstexten gelungen – mit Beschreibungen und einer Wortwahl, die wohl nur Nichtmuttersprachler in dieser Art finden können und die die Vielfalt der deutschen Sprache ausdrücken.

Im Juli 2012 veranstaltete das ifa im Rahmen der Förderung der deutschsprachigen Medienlandschaft in der GUS für freie Journalisten die Reportagewerkstatt „Deutsche Spuren in St. Petersburg“. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Russland, Kasachstan und Deutschland erlernten journalistische Grundlagen mit dem Schwerpunkt „Reportage“ und setzten die erworbenen Kenntnisse direkt in die Praxis um. Zehn abwechslungsreiche und lebendige Texte sind zu wirtschaftlichen, historischen, sozialen und kulturellen Themen rund um das deutsche Leben in St. Petersburg entstanden und werden in dieser Publikation veröffentlicht. Alle Texte nahmen innerhalb der Reportagewerkstatt an einem Wettbewerb teil. Die Jury, bestehend aus Kathrin Aldenhoff (ifa-Redakteurin bei der Moskauer Deutschen Zeitung), Sonja Bill (ifa), Diana Laarz (Zeitungsspiegel Reportagen) und Mathis Winkler (Deutsche Welle), hat die Texte sorgfältig gelesen und ausgewertet.

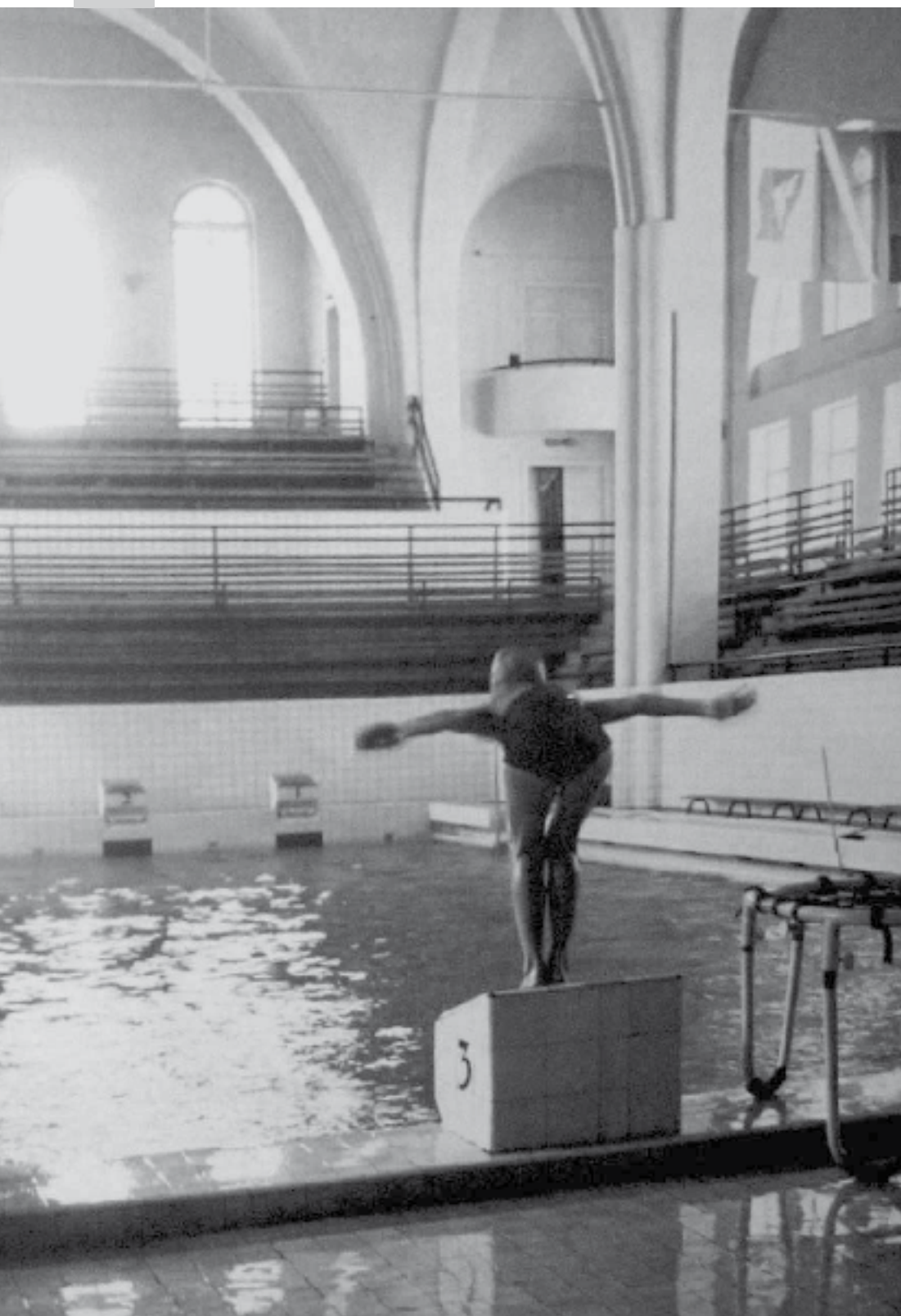
Den ersten Platz belegen die Reportagen von Ljuba Klassen (*Zuletzt starben die Kinder* – S. 28) und Jekaterina Salazgorskaja (*Eine deutsche Insel* – S. 42) gemeinsam. Elena Issajewa erreichte mit ihrem Text *Schwimmen unter dem Altar* (S. 6) den zweiten, während sich Vicky Endesfelder mit ihrem Beitrag *Ein paar Krümel deutsch, bitte* (S. 10) über den dritten Platz freuen konnte.

Die Publikation „Deutsche Spuren in St. Petersburg“ wird im Rahmen des Deutschlandjahres in Russland vorgelegt. Die Arbeiten engagierter, junger Nachwuchsjournalisten ermöglichen einen Einblick in das deutsche Leben der Newa-Metropole und die Geschichte und Gegenwart der deutschen Minderheit.

Reportagewerkstatt und Wettbewerb wurden konzipiert und durchgeführt vom Bereich Integration und Medien des ifa. Dieser unterstützt die Entwicklung der Zivilgesellschaft in Mittel-, Ost- und Südosteuropa sowie in der GUS. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Förderung der deutschen Minderheiten. Medien, Bildungseinrichtungen, Vereine und Verbände der deutschen Minderheit werden durch die Entsendung von Redakteuren und Kulturmanagern, durch Projektförderung und Fortbildungsformate gefördert und damit bei ihrer Positionierung wirksam unterstützt.

#### **Urban Beckmann**

Leiter der Abteilung Dialoge  
Institut für Auslandsbeziehungen (ifa)



St. Petrikirche, Jahrzehntlang ein Schwimmbad.



# Schwimmen unter dem Altar

**In den Sowjetjahren wurde aus der evangelischen Petri-Kirche ein Schwimmbad**

Die Sonne ist kein häufiger Gast in St. Petersburg. Aber an diesem Tag scheint sie. Bunt gekleidete Menschen treiben wie ein Fluss durch die Straßen. Plötzlich trennt sich ein großer, schlanker Mann aus dieser Welle, kehrt dem geräuschvollen Newskij-Prospekt den Rücken, und biegt in eine Querstraße ab, in der das Leben stehen zu bleiben scheint. Er geht mit langen Schritten, trägt einen schwarzen Anzug und eilt auf die Kirche am Ende der Straße zu. In diese Kirche sind die St. Petersburg in der Sowjetzeit zum Schwimmen gegangen. Und auch dieser Mann, Dmitrij Geweiler, war vor 22 Jahren dabei.

Ein Schwimmbadbild. Das Wasser glitzert. Die Bänke in der Halle sind voll besetzt, wohin man auch blickt: Köpfe. Die Wände sind weiß gekachelte. Dieses Schwarz-Weiß-Foto zeugt von einem Sportwettbewerb. Auf den Tribünen klatschen die Menschen, ein junger Mann fliegt mit ausgebreiteten Armen vom Sprungturm. Fast sieht es aus, als handele es sich um ein gewöhnliches Schwimmbad. Doch die Bögen, Pfeiler und hohen Fenster sind Beweis genug: Dieses alte Foto zeigt die Petersburger St. Petri-Kirche.

Langsam öffnet der 42-jährige Dmitrij Geweiler die Tür zu den Katakomben der Kirche. Dahinter tauchen unerwartet bunte Bilder und Graffiti auf. Seltsame Fratzen, die so aussehen, als ob Kinder hier ihrer Fantasie ihren freien Lauf gelassen haben. Ein US-amerikanischer Maler hatte hier bis vor ein paar Jahren sein Atelier. Geweiler steigt die Treppe hinunter, streicht über den bemalten Boden. Es ist der ehemalige Boden des Schwimmbades. Dmitrij Geweiler hält seine Hand so andächtig auf dem Boden, als sei er an diesem Ort zum ersten Mal.

Dmitrij Geweiler war damals 20 Jahre alt. Seine Mutter verdiente ganz gut. Und das Abo für das Schwimmbad neben dem Newskij-Prospekt kostete 12 Rubel für sechs Monate. Als seine Mutter ihn also fragte, ob er gern regelmäßig in die Kirche schwimmen gehen möchte, sagte Dmitrij Geweiler einfach: „Ja, warum eigentlich nicht.“

Die Kirche der Heiligen Apostel Petrus und Paul war und ist die bedeutendste deutsche Kirche in St. Petersburg. Sie wurde 1838 eingeweiht. Schon über ein Jahrhundert zuvor, im Jahr 1727, hatte Peter der Zweite der großen evangelischen Gemeinde den Bauplatz im Herzen von Petersburg zugewiesen.

Das Schicksal der Kirche nahm eine unglückliche Wende, als die Bolschewiki an die Macht kamen. Das Kirchengebäude und das Gelände gingen in Eigentum des Staates über. Gottesdienste fanden ab jener Zeit nicht mehr statt. Stattdessen war die Kirche zunächst ein Lager für Theaterdekorationen, dann ein Gemüsespeicher. 1958 wurde ein Schwimmbad daraus gemacht.

Die St. Petri-Kirche ist nicht die einzige protestantische Kirche der Stadt, die in der Sowjetzeit umgewidmet wurde. Aus der St. Annen-Kirche wurde ein Kino, aus der St. Marien-Kirche ein Wohnheim.

Die blaue Farbe vom ehemaligen Schwimmbecken platzt allmählich ab. Im Keller der Kirche ist es stickig, die Luft reicht höchstens für 30 Minuten. Das schwarze Haar von Dmitrij Geweiler, das an einigen Stellen schon grau wird, glänzt im fahlen Licht einiger Glühbirnen. Während Geweiler sich zurück erinnert und erzählt, sind seine Hände immer in Bewegung. Er hat dünne, lange Finger, wie die eines Konzertpianisten.

Dmitrij Geweiler wurde in einer Zeit erzogen, in der der Atheismus propagiert wurde. Dass er in einer ehemaligen Kirche schwamm, sei ihm nie bewusst gewesen, sagt er. Vielleicht wollte er es auch nicht wissen. Geweilers Großeltern hatten als Deutsche unter Stalin vieles erlitten. Das Schweigen war ihnen zur Gewohnheit geworden. Deutsch wurde nicht gesprochen, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. In Geweilers Familie wurden Gespräche und Handlungen vermieden, die die Staatsmacht als Widerstand hätte interpretieren können.

Heute, 22 Jahre später, steht Dmitrij Geweiler auf dem ehemaligen Schwimmbadboden und kann sich sogar noch erinnern, wo sich die Trainingsgeräte und die Duschräume befanden. Er lächelt bei dieser Erinnerung. Und dennoch sagt er: „Es war eine Sünde, in einer Kirche zu schwimmen.“

Für die St. Petrikirche fing nach der Perestroika ein neues Leben an. Das Gebäude wurde an die Gläubigen zurück gegeben. Es gibt wieder einen Altar, eine Orgel, an jedem Sonntag finden wieder Gottesdienste statt. Doch die Vergangenheit lässt sich nicht einfach wegrenovieren. Noch immer stehen die Tribünen. Über das Schwimmbad wurde eine Decke gezogen, die jetzt den neuen Boden des Altarraums bildet. Das Becken ließe sich nur mit viel Aufwand entfernen, die Statik des Gebäudes lastet auf dem Bau der Bolschewiken. Die Aufarbeitung hat dennoch begonnen. Im Gästebuch der Kirche hat ein Besucher sich die Last von der Seele geschrieben. „Ich bitte um Vergebung dafür, dass ich in dieser Kirche geschwommen bin.“

Dmitrij Geweiler geht jetzt wieder regelmäßig in die St. Petri-Kirche. Nicht mehr, um zu schwimmen, sondern um Freunde zu treffen. Er bezeichnet sich selbst als orthodox. Und trotzdem hat Geweiler hier in der Kirche mehr über seine Identität erfahren. Im vergangenen Jahr besuchte er die Ausstellung über das Leben der Deutschen in St. Petersburg in einem Nebenraum der Kirche. Auf einem

der Ausstellungsplakate las er den Namen seines Großvaters, der in den 30er Jahren unter Stalin verfolgt worden war.

„Ich habe erst da verstanden, dass ich deutsche Wurzeln habe“, sagt Dmitrij Geweiler. Und obwohl er kein Wort Deutsch spricht, sagt er nun, dass er ein Deutscher mit einer russischen Seele sei.

Das Tor der Kirche ist weit geöffnet. Eine Gruppe Touristen nähert sich lärmend dem Eingang. Noch wissen sie nicht, welch seltsame Geschichte diese Kirche durchgemacht hat. Dmitrij Geweiler steht einige Meter daneben. Er sieht nach vorn und blinzelt in den plötzlichen Sonnenschein. Er ist zu Hause.

#### AUTORIN:

Elena Issajewa aus Moskau, Russland, Journalismusstudentin.

#### JOURNALISTISCH TÄTIG FÜR

die Nachrichtenagentur „Interfax“ und die „Moskauer Deutsche Zeitung“.

#### SCHREIBT, WEIL

sie mit ihren Artikeln anderen Menschen erzählen, erklären und weitervermitteln kann, was für sie selbst wichtig ist.

#### WAR BEGEISTERT

mit dem freundlichen Herr Geweiler zu sprechen, der ihr über sein eigenes Leben erzählte und davon berichtete, wie er in dem früheren Schwimmbad gebadet hatte.





Julia Iwanowa: Touristenführerin aus Leidenschaft

# Ein paar Krümel Deutsch, bitte

## Eine Tour durch St. Petersburg auf der Suche nach Zeugnissen deutschen Lebens

Geschichtsunterricht auf einer Parkbank. Julia Iwanowa hat ein Stück des dünnen Stocks mit ihren Fingern abgezwickt und malt einen schiefen Kreis in den vom Morgen noch feuchten, ziegelroten Sand vor der Bank. Der Kreis soll die Ostsee sein. „Die deutsche Baumwolle, die zu Zeiten Katharinas II. über die See kam und in St. Petersburg angeboten wurde, hatte die beste Qualität.“ Wie eine junge Lehrerin erklärt Iwanowa mit improvisierten Skizzen und ausholenden Handbewegungen so genau wie möglich, was sich in ihrer Heimatstadt zur Zeit der großen Zaren abgespielt hat. Die Deutschen spielten dabei eine besonders große Rolle. Doch sind noch Spuren ihres Wirkens vorhanden? Oder ist inzwischen alles hinter glänzenden Schaufenstern, gepflegten Parkanlagen und der russischen Postperestroika verschwunden? Julia Iwanowa bietet eine Stadtführung an, die genau das herausfinden soll.

Julia Iwanowa ist Anfang 30. Eigentlich organisiert sie „City Tours for free“, also kostenlose Stadtführungen, wie sie auch in Barcelona, New York oder Berlin angeboten werden. Geld verdient sie damit also nicht. Es geht ihr um den Kontakt zu den Menschen, sagt Iwanowa. Und um die Vermittlung der Stadtgeschichte, die sich hinter jeder Ecke versteckt. Julia Iwanowas blonde Haare fallen über ihre Stirn. Ihre Haut hat einen sommerlichen Teint, fast schon zu braun für St. Petersburger Wetterverhältnisse. Sie trägt Jeansrock, Sportsocken und Turnschuhe.

Die Spurensuche nach den Deutschen beginnt am Rand des Winterpalastes, der Eremitage, deren Firsthöhe von 47,5 Meter sich laut eines Dekrets des Zaren kein anderer weltlicher Neubau in der Stadt auf zwei Meter nähern darf. Hier befindet sich der Alexanderplatz, den vor mehr als 300 Jahren deutsche Kaufleute eilig überquerten, von ihrem Boot

am nahegelegenen Ufer der Newa hin zum alltäglichen Markt, um dort ihre Waren zu verkaufen. Die Touristen mit ihren bunten Rucksäcken, die vorbei hasten, geben heute ein nahezu authentisches Bild ab, wie sich das Markttreiben wohl tatsächlich abgespielt haben muss.

Nachdem die Deutschen im Jahr 1763 von Katharina der Großen eingeladen worden waren, sich an der Wolga niederzulassen, errichteten sie große Produktionsstätten. Sie schifften Baumwolle von der Wolga nach St. Petersburg und Moskau und ließen sich in den Großstädten nieder. Bald waren sie auch bekannt für schmackhaftes Brot, ihre Handwerkskunst und Kultur. Ende des 18. Jahrhunderts wurde das Deutsche Kaiserliche Theater eröffnet. Die bis heute erscheinende „St. Petersburgische Zeitung“ gründete die deutsche Kirchengemeinde bereits 1727.

Julia Iwanowa wischt mit ihrem Turnschuh die Ostsee weg und zeichnet eine neue Skizze. Dieses Mal den Newskij Prospekt, Petersburgs Prachtstraße, bis zu seinem Ende, an dem sie gerade sitzt. Sie überlegt, wo sie die Exkursion hinführt. Es scheint schwer, Orte zu finden, die davon zeugen, wie sehr das Deutsche vor 300 Jahren fester Teil des Stadtbildes war. Iwanowa zeigt mit ihrem Stock entschlossen auf eine Stelle rechts des Prospekts. Dort steht die St. Petri-Kirche. Vor wenigen Jahrhunderten war sie nur eine von einem Dutzend lutherischer Gotteshäuser in St. Petersburg. Aber als die am meisten besuchte Kirche verkörperte sie den wichtigsten Treff- und Rückzugspunkt für die deutschen Kaufleute und Künstler in St. Petersburg.

Die Spurensucher rund um Julia Iwanowa sind ein wenig enttäuscht. Hinter der Kirche befindet sich die 1710 erbaute deutsche Schule. Es sind Ferien. Also keine Chance auf Deutsch sprechende Kinder, die durchs Treppenhaus toben. Stattdessen:

Russische Aufpasserinnen hinter der Eingangstür, die ungewöhnlich freundlich auf die unangemeldeten Besucher reagieren. Außerdem sitzen ein paar junge Bauarbeiter vor dem Gebäude. Außen bröckelt ein wenig Putz von der rosaroten Fassade, als wolle er sagen: Die Deutschen spielen eine immer kleinere Rolle in der Stadt.

Es knallt, die Tauben auf den Bürgersteigen fliegen erschrocken in die Luft. Es ist 12 Uhr mittags. Auch der Touristenstrom stockt. Wer nicht hier wohnt, weiß kaum, dass dieser Kanonenschuss ein historisches Überbleibsel ist. Die Deutschen dürfen sich angesprochen fühlen. Denn dieser Schuss in Richtung Newa wurde schon auf Anweisung Peter des Großen abgefeuert, wenn die deutschen Kaufleute mit ihren vollgeladenen Schiffen von der Wolgaregion ihre Waren lieferten. Heute legt zwar kein deutsches Boot an, aber wenigstens die Erinnerung lebt fort.

Es ist, als habe der Kanonenschuss Julia Iwanowa neuen Mut eingeflößt. Irgendwo muss doch das Deutsche zu finden sein. Sie läuft mit strammem Schritt durch die Straßen St. Petersburgs – bis hin zu einer der ältesten Gassen der Stadt. In der Uliza Jakubowitscha gründete eine deutsche Minderheit Anfang des 20. Jahrhunderts die Sarepta-Gemeinschaft. Die äußerst gottesfürchtigen und gut ausgebildeten Neubürger kamen aus der Nähe von Wolgograd (damals: Zarizyn, von 1925-1961: Stalingrad). Sie brachten deutsche Kultur, Kunst und industrielle Neuheiten mit nach St. Petersburg. In dem ehemaligen Hauptgebäude haben heute ausschließlich russische Firmen ihre Büros. Das lesen die Exkursionsteilnehmer an den Schildern neben der Eingangstür. „Bald soll es aber eine Gedenkplakette geben“, sagt Iwanowa ein wenig hoffnungsvoll. So wird die Spurensuche wenigstens für die Nachfolger erleichtert.

Nach ihrem Diplom in Public Relations entschied sich Julia Iwanowa, mit sozialen Projekten und der Leidenschaft für ihre Heimatstadt ihr Geld zu verdienen. Zuerst reiste sie nach Indien und lernte dort Englisch. Später verliebte sie sich in einen deutschen Mann, danach in die deutsche

Kultur und lernte dann Deutsch am Goethe-Institut in St. Petersburg.

Das Institut befindet sich direkt am Kanal Moika. Auf dem Kanal schieben sich die touristenbeladenen Barkassen aneinander vorbei. Die Stimmen aus den Mikrofonen scheinen sich einander etwas zu erzählen. Am Goethe-Institut öffnet heute niemand. Es klebt ein weißes Blatt Papier an der Tür – Sommerpause.

Jetzt möchte auch die russische Sonne wissen, in welchen dunklen Ecken sich das Deutsche in St. Petersburg verbirgt. Sie schickt ein paar seltene Strahlen. Einige Fotos sind erlaubt, dann drängt Julia Iwanowa zum Aufbruch. Zurück zum Newskij Prospekt. Es gibt dort eine deutsche Bäckerei – „Brothaus – Nemezskaja Pekarnja“. Die Babuschka hinter dem Tresen nimmt handgeschriebene Preisschildchen aus einem Brotkorb und liest vor: „Brezel, Streuselschnecke, wischnje-piroschki“ – Kirschtasche. Im Regal aber liegt dasselbe Angebot wie am Imbiss der nächsten Metrostation aus. „Nichts typisch Deutsches zu entdecken, oder?“, fragt Julia Iwanowa, zum ersten Mal hört sie sich etwas enttäuscht an.

Iwanowa zuckt mit den Schultern. Ihr Telefon klingelt. Sie hört, sagt etwas und nickt zustimmend. Auf ihre hektischen kreisenden Armbewegungen hin muss nun alles ganz schnell gehen. Ein Freund, der Kapitän eines Bootes an der Moika, wartet schon. Am Boot angekommen, nimmt die quirlige Stadtführerin erleichtert auf der vorletzten Holzbank Platz und atmet erst einmal tief durch.

Der Mann an Backbord lässt die Leinen los, die unsichtbare Frau im Megafon beginnt zu quasseln. Von der Fasanerie Kathedrale mit ihren breiten Kolonnaden links, der längsten Brücke Russlands, die der Bug des Bootes gerade passiert, geht es vorbei am kleinsten Denkmal rechts, einem kleinen Spatz, der auf einem senkrecht angebrachten Holzpfehl am Mauerwerk der Brücke sitzt. Die Tour wird 40 Minuten dauern. Die Spurensuche nach dem Deutschen an Land ist hiermit vorerst beendet. Außer ein paar Krümeln war wenig zu entdecken. Vielleicht ist vom Wasser aus mehr zu sehen.

**AUTORIN:**

Vicky Endesfelder aus Berlin, Deutschland,  
Studentin der Angewandten Medienwirtschaft.

**JOURNALISTISCH TÄTIG FÜR**

Neues Leben; Rundschau.

**SCHREIBT, WEIL**

für sie guter Journalismus nicht nur bedeutet, etwas zu beobachten und darüber zu schreiben, sondern dieser den Leser an Dinge heranführt, die ihm sonst nicht aufgefallen wären oder von denen er ohne den Einfluss der Journalisten nie erfahren würde – „eben Teil dieses Einflusses sein zu können, fasziniert mich.“

**WAR ERLEICHTERT,**

als sich Julia und sie nach langem Suchen endlich an der Alexander-Säule auf der Mitte des Schlossplatzes trafen und sie wusste: „Das kann heute nur ein super spannender Tag werden. Danke, Julia!“



Nadjeschda Zjatschkina kann alles: impfen, Wunden nähen und einen strengen Rat erteilen.



# Strenge Engel

## Der Malteser Hilfsdienst verarztet in St. Petersburg Körper und Seele von Obdachlosen

Typisch Sankt-Petersburg: Wolkig und schon am Morgen schwül. Mittwoch früh herrscht Unruhe unter den Obdachlosen in der Borowajastrasse 112. Das Frühstück ist längst aufgegessen, jetzt sind Waschen und Impfen an der Reihe. Die Männer mit von der Dusche noch tropfenden Haaren stehen in einer Schlange vor einem Metallcontainer mit dem Logo des Malteser-Hilfsdienst. Drinnen werkelt Nadjeschda Zratschkina, eine Mittvierzigerin. Sie werkelt nicht einfach, manchmal scheint es, als könne sie zaubern.

Der Lebenslauf von Zratschkina scheint einem Roman von Dostojewskij entsprungen. Sie hat in vielen Berufen gearbeitet, ist aber nirgendwo länger als ein Jahr geblieben. Bei den Maltesern in St. Petersburg hat sie ihre Berufung gefunden. Schon seit neun Jahren hilft sie den Obdachlosen. Die verehren ihre Nadjeschda – übersetzt heißt der Name „Hoffnung“ – wie eine Göttin. Sie erzählen, Nadjeschda heile auf märchenhafte Weise alle Krankheiten. Sie kann alles: impfen, Wunden nähen, blaue Flecken behandeln.

„Name? Alter?“ Ein Mädchen ist mit ihrem Freund zu Nadjeschda Zratschkina in den Container gekommen. Zratschkina verschwendet nie Zeit mit langen Reden. Die 25-Jährige legt ihr Handy auf einen Stuhl, zieht ihr T-Shirt aus und lässt sich gegen Diphtherie impfen. Zratschkina fragt nebenbei gebieterisch: „Kinder?“ Die Antwort fällt lässig aus: „Zwei, sie leben in Kinderheimen in einer anderen Stadt.“ – „Dein Freund müsste dich wohl heiraten, wenn du deine Kinder bei dir hättest, was?“

Auf diese Weise verarztet Zratschkina einen nach dem anderen – immer Körper und Seele. Fast täglich sitzt sie in ihrem Metallcontainer und lernt unzählige Schicksale kennen. Manche Männer in der Warteschlange vor dem Container bibbern wie kleine Kinder vor einem Arztbesuch – sie haben Angst vor der Spritze. Nadjeschda Zratschkina ficht

das nicht an. Sie sticht schnell zu wie eine Wespe. Und hat immer noch einen strengen Rat auf Lager.

Das Engagement des Malteser Hilfsdienst in St. Petersburg begann im Jahr 1992. Zunächst sorgte der Hilfsdienst für warme Nahrung. In diesem Jahr also feiert die älteste Armenküche St. Petersburgs ihren 20. Geburtstag. Sechs Mitarbeiter kochen täglich ein Hauptgericht. Dazu gibt es Brot, Tee und Nachtsch. Knapp 400 Personen kommen jeden Tag zum kostenlosen Essen. Die Küche gibt jedes Jahr 105.000 Euro aus, sie wird mit Spenden aus Deutschland finanziert. Außer Lebensmitteln werden auch Kleider, Schuhe, Brillen und Medikamente von Deutschland nach St. Petersburg geschickt. Jetzt im Sommer hat die Kantine zwei Monate Ferien. Die Obdachlosen bekommen in dieser Zeit ihr Essen von den Malteser-Mitarbeitern im „Notschleschka“.

Das „Notschleschka“ ist ein Heim für Obdachlose gleich hinter dem Container von Nadjeschda Zratschkina. 40 Männer und Frauen finden hier ein vorübergehendes Zuhause. An der Eingangstür steht: „Betrunkene haben keinen Zutritt.“ Mit schnellen Schritten hastet Nadjeschda Zratschkina durch die Flure. „Fast jeder hier hat seine Wohnung wegen der Sauferei verloren“, sagt sie.

Sie betritt das Büro von Michail Kalschnikow. Er koordiniert für die Malteser alle Tätigkeiten in St. Petersburg. Eine gewaltige Aufgabe, Kalschnikow arbeitet täglich von halb neun morgens bis abends um neun. Eines seiner größten Projekte ist das Programm „Heimweg“. Es hilft gestrandeten Obdachlosen, in ihre Heimatstädte zurückzukehren.

Vor Kalschnikows Schreibtisch flegelt sich ein Weißrusse auf dem Stuhl – offensichtlich betrunken. Am Morgen ist er in eine Prügelei geraten, Schrammen durchziehen sein Gesicht. Nun möchte er gern nach Hause, zu seiner Ehefrau und seinem

Kind, sagt er. „Lass ihn“, sagt Zrjatschkina. „Den habe ich hier schon oft gesehen, aber noch nie nüchtern. Er schafft es nie bis nach Minsk.“ Michail Kalschnikow bleibt hart. „Hier wird er noch zu Tode geprügelt. Wir müssen ihn irgendwie nach Hause bringen.“ Sie diskutieren noch eine Weile – ohne Ergebnis.

Die St. Petersburger Stadtverwaltung hat den Maltesern eine Wohnung zur Verfügung gestellt. In einem Zimmer stapeln sich die Spenden aus Deutschland, körbeweise Kleidung und Brillen. Im zweiten Zimmer übernachten freiwillige Helfer aus Deutschland. Im dritten Zimmer, der Küche, sitzt die Direktorin Irina Tymkowa, vor sich eine Tasse Tee und einen Teller Kekse. Die Küche sieht aus wie in einer typischen Petersburger Kommunalka: abgeblätterte Tapeten, Flecken an der Decke, an den Wänden Comiczeichnungen und Sinnsprüche.

Wenn Michail Kalschnikow der Praktiker in der Chefetage der Malteser ist, dann ist Irina Tymkowa die Theoretikerin. Sie schreibt die Berichte, für jeden Monat, jedes halbe Jahr, jedes Jahr. Jeder deutsche Wohltäter soll wissen, wo seine Spende gelandet ist. Nicht nur von deutschen Kirchgemeinden kommt das Geld für die Obdachlosen von St. Petersburg. In den Unterlagen von Irina Tymkowa finden sich unter anderem ein Pilot der Lufthansa und eine Rentnerin. Irina Tymkowa ist eine lebenslustige Frau. Eine, die genüsslich in einen Keks beißt und dabei lachend von ihrer Diät erzählt.

Elf Mitarbeiter hat der Malteser-Hilfsdienst in St. Petersburg. Sie schaffen die Arbeit von doppelt so vielen Menschen. Freiwillige Helfer gibt es kaum. Manchmal, erzählt Michail Kalschnikow, kommen junge Studenten vorbei. „Die haben dann dieses Licht in den Augen.“ Nach spätestens einem Monat sind sie wieder verschwunden.

Manchmal wissen die Malteser gar nicht, wem sie da helfen. Nur wenige Obdachlose haben überhaupt Papiere, manche verschweigen ihren wahren Namen und ihre Herkunft. Für Nadjeschda Zrjatschkina, Michail Kalschnikow und Irina Tymkowa spielt das keine Rolle. Wer immer Hilfe braucht, bekommt sie – so lautet das Motto. Irina

Tymkowa nimmt einen letzten Schluck aus ihrer Teetasse, dann sagt sie: „Wenn wir am Ende nur einem Menschen geholfen haben, dann war unsere Arbeit nicht umsonst.“

Nadjeschda Zrjatschkina hat sich wieder in ihrem Container aufgebaut. Ein Mädchen kommt mit wackligen Schritten über die Türschwelle. Ihre dünnen Beine stecken in Highheels, sie trägt eine enge Jeans. Das Gesicht ist geschwollen, die Lippen großzügig gefärbt. Zrjatschkina kennt die Geschichte des Mädchens Ljudmilla gut. Ihr Freund überredete sie vor ein paar Jahren die gemeinsame Wohnung in der Heimatstadt zu verkaufen und nach St. Petersburg zu fahren. Bei einer Pinkelpause unterwegs, brauste er davon, mitsamt des Geldes und allen Klamotten, Ljudmilla blieb am Straßenrand zurück. Jetzt wohnt sie im „Notschleschka“. „Sie wartet immer noch, dass ihr Freund kommt und sie abholt“, sagt Nadjeschda Zrjatschkina. „Dabei spielte sich das Ganze schon im Jahr 2004 ab.“ Zrjatschkina dreht sich leise seufzend zu Ljudmilla um. Dann hört man wieder ihre strenge Stimme. „Na, was haben wir denn heute für ein Problem?“

#### AUTORIN:

Alexandra Poblinskowa aus Irkutsk, Russland, Journalistin, Kolumnistin und Medienmanagerin.

#### JOURNALISTISCH TÄTIG ALS

Chefredakteurin des russischen Teils der Irkutsker Deutschen Zeitung und Redakteurin der Web-Seite OGirk.ru.

#### SCHREIBT, WEIL

sie die Lebensgeschichten von Menschen spannend findet und die Tätigkeit als Journalistin ihr die Möglichkeit bietet unglaublich viele Geschichten zu sammeln.

#### WAR BEEINDRUCKT,

die Frau in Notschleschka zu treffen, deren Freund sie am Rande der Straße stehen ließ. Aber auch die Begegnung mit jedem anderen Protagonisten dieser Reportage war für sie ein besonderes Erlebnis, sowohl die mit den schicksalsgebeutelten Obdachlosen, als auch die mit deren engagierten Unterstützern.

# Starker Pfarrer Stark

## Ein deutscher Pfarrer kämpft einen fast aussichtslosen Kampf für den Wiederaufbau der Kirche Mariä Heimsuchung

Keine Zweifel, das ist eine Kirche. Zugegeben, die Zufahrt ist holprig, der rot-beige Anstrich ist rissig. Vor allem fehlt dem Turm die Spitze, er trägt eher eine Zackenkrone. Dennoch: Der Blick fällt auf eine grazile Kreuzkirche mit schlankem neugotischen Hauptschiff und spitzbogigem Querschiff. Links davon steht eine Gartenschaukel, rechts – ein Dixi-Klo.

Der Maria Heimsuchungs-Kirche fehlt nicht nur der Anschluss an die Kanalisation, sie ist in großen Teilen verwittert. Der weiß-grau marmorierte Putz im Vestibül hat sich in großen Brocken abgelöst, aus den Löchern schauen die Ziegel hervor. Der Messraum befindet sich im eigentlichen Seitenschiff: ein provisorischer Altar umringt von Plastikstühlen.

An den Wänden hängen alte Fotografien. Eine zeigt ein zierliche weiße Kirche mit Spitzturm: das ist die Kirche Maria Heimsuchung wie sie ursprünglich aussah, nach ihrer Erbauung 1859. Auch auf dem Bild daneben ist sie abgebildet, sie wirkt wie ein weißes Schiff in einem Menschenmeer. Die Aufnahme stammt von der letzten Fronleichnamsprozession 1917, bevor die Kirche an die Sowjets fiel. Ihnen diente sie zuerst als Lagerhalle, anschließend als Werkstatt. Die dritte Fotografie zeigt ein Chaos von Leitern, Holzplanken, Gerüsten – die Kirche, wie sie 2002 wieder der Gemeinde übergeben wurde. Das letzte Bild ist kein Foto, sondern ein Modell. Es zeigt wieder einen jungfräulich weißen Bau, mit Turmspitze und weißem Vorplatz. So möchte Richard Stark die Kirche gerne wieder aufbauen.

Richard Stark, 74 Jahre alt, ist der Pfarrer der Kirche. Weißes Haar, energischer Gang, wache blaue Augen und spitzbübisches Lächeln. Richard

Stark kommt aus Deutschland, dient aber als Mitglied der Steyler Missionare im Ausland. Er trägt eine praktische Regenjacke und Take-it-easy-Tasche. Während er spricht, bewegen sich Starks Hände auseinander und wieder zusammen, flach geöffnet, mit gespreizten Fingern, betont offen. Man hört seinen westfälischen Akzent, „machen se ma“ sagt er, „und wat noch alles“. Richard Stark spricht schnell, er hat viel zu erzählen.

Immer noch gebe es in der Kirche keinen Strom, sagt Stark, kein Licht, kein Gas, kein Wasser. Keine Heizung. Im Winter fällt die Temperatur im Kirchenschiff auf minus 20 Grad, ein Gottesdienst ist dann nicht möglich. Richard Stark betritt den Nebenraum, in dem im Winter die Messe abgehalten wird. Er ist so groß wie ein Wohnzimmer, zitronengelb gestrichen, ein Jesusbild und ein Holzkreuz hängen an der Wand. Stark hat in diesen Raum mit seinem slowakischen Kaplan einen Holzofen eingebaut, inklusive selbstgebautes Abzugsrohr, das sich durch das Zimmer winkelt. Daneben ein Waschbecken mit Wasserspeicher. Stark fasst alles prüfend an. In einer Ecke stehen Wasserkannen, damit holen sie das Wasser vom Nachbarn.

Für Stark sind solche Probleme nichts Neues. Bevor er nach Petersburg kam, war er 28 Jahre lang im Kongo tätig. Dort hat er nicht nur Messen gelesen, sondern auch Brücken gebaut, eine Ebola-Epidemie bekämpft, und die Einwohner mit Solarlampen versorgt.

Starks Petersburger Gemeinde ist an solche Zustände weniger gewohnt. Den 270 Familien der Gemeinde hat Stark selbst geraten, vorerst lieber auf eine andere Kirche auszuweichen. Manchmal, sagt er, schauten sich Deutsche um, die ihr Kind

gern von einem deutschen Pfarrer taufen lassen wollen. Nach einem kleinen Rundgang durch die Kirche würden sie sich entschuldigen: Das könnten sie ihrem Kind nicht antun. Die einzigen Gläubigen, die unbeirrt in die Messe kommen, sind die indischen und afrikanischen Studenten, die Starks Messe nicht nur hören, sondern singen und tanzen. „Tam ta ta tam.“ Richard Stark ahmt glücklich ihren Gesang und Tanz nach.

Seine Petersburger Kollegen haben Respekt vor diesem praktisch gesinnten Geistlichen. „Er ist ein Mann, der sich nach einem langen bewegten Leben so ein Ziel vorgenommen hat, wo er trotz aussichtsloser Perspektiven und ungeklärter Fragen nicht aufgibt und weiter für dieses Gebäude kämpft, was einfach bewundernswert ist“, sagt Matthias Zierröhl, evangelischer Pfarrer in St. Petersburg.

Die Kirche Mariä Heimsuchung liegt auf der Wyborger Seite von St. Petersburg, nördlich der Newa, abseits vom Zentrum. Als die Kirche gebaut wurde, war an dieser Stelle mehr Dorf als Stadt, heute ist es eher ein Industriegebiet. Die Kirche ist umzingelt von Plattenbauten und Parkplätzen, die größte Fläche nimmt ein Spirituosenhandel ein.

Die Kirche steht abseits vom Zentrum, weil sie ursprünglich eine Friedhofskirche war. Etwa zehn Hektar Friedhof gehörten dazu, der größte katholische Friedhof der Stadt. Ein großer Teil des Friedhofs liegt jetzt unter den Schloten des Spirituosenhandels. Einen kleinen Teil aber hat die Gemeinde vor kurzem zurück erhalten. Stark zeigt sichtlich stolz auf einige Parkplätze. Erst als er es erwähnt, fallen zwei kleine Steinbauten ins Auge. Sie sehen aus wie Schuppen, sind aber die früheren Kapellen. Hinter den Autos im Gras lehnt auch das frühere Friedhofsportal.

Die Übergabe des Grundstücks war enorm wichtig. „Sonst würden wir hier nie an Strom und Wasser kommen“, sagt Richard Stark. Im Jahr 2004 bekam die Gemeinde zwar das Kirchengebäude

zurück, aber nicht den Boden darunter. Erst jetzt können Stark und seine Mitstreiter im Boden nach alten Stromkabeln und Wasserrohren buddeln.

Richard Stark will auf dem Grundstück auch wieder ein Pfarrhaus errichten, dazu ein Denkmal für die Stalinopfer und einen Urnenfriedhof als Ersatz für die früheren Gräber. Vor seinem inneren Auge sieht er die Kirche als Pilgerstätte für ganz Russland, mit tiptopp glänzender Krypta und Unterkunft für alle.

Neben der russischen Bürokratie ist vor allem das Geld das Problem. Die ehemals russlanddeutschen Kirchen finanzieren ihre Wiederinstandsetzung meistens über Stiftungen. Stark sagt, sein Bischof habe ihm aus Angst vor einer Bevormundung durch die deutschen Stiftungen verboten, sich dort Unterstützung zu holen. Trotz der Zustände.

Die werden besonders deutlich, als Stark in die Krypta hinunter geht. In dem Gewölbe riecht es nach dem Brennholz, das sich unter der Treppe stapelt, und nach modriger Erde. Stark erklärt, hier „schwämmen“ die früheren Pfarrer, die Seligen der Kirche und der Architekt Nicolas Benoît. Der Boden ist vor allem nach dem Winter völlig durchnässt, die Fliesen schwarz. Eigentlich ist eine Trockenlegung der Gruften notwendig – im Moment ist das unbezahlbar. Die Totenköpfe und Knochen, die Richard Stark gefunden hat, hebt er vorerst in einem Schrank auf, bis er sie wieder ordentlich bestatten kann.

Das helle Gegenstück zur Krypta ist Starks eigenes Büro. Von allen Seiten dringt Licht in das Turmzimmer. Nur es gibt eben keine Toiletten, kein Wasser, kein Strom. Sonst würde Stark am liebsten hier wohnen, aber er muss seit einer Herzoperation ein bisschen kürzer treten. Deshalb teilt er sich vorerst mit katholischen Seminaristen eine Wohnung im Zentrum.



Zu dieser Wohnung fährt Stark mit einem alten Kleinbus, der 250.000 Kilometer auf dem Buckel hat. Er fährt zügig und wendet abrupt, auch wenn es schwer ist, sich mit dem sperrigen Fahrzeug durch die engen und verkeilten Straßen St. Petersburgs zu manövrieren. In Afrika habe er auch so einen Kleinbus gehabt, erklärt Stark. Trotzdem schimpft er auf die russischen Autofahrer, die den Weg verstellen, mitten auf der Kreuzung halten oder kurz vor einer Ampel parken. Wenn er sich in Russland ins Auto setzt, sagt er, spricht er immer erstmal ein Gebet. Unbedachte Autofahrer beschimpft er hinter dem Steuer schon mal als „blöde Hunde“.

Richard Stark hat nach der neunten Klasse die Schule beendet und eine Kaufmannslehre absolviert. Das Geschäftemachen war ihm danach suspekt, Stark wollte in die Entwicklungsarbeit. Aber als was wolle er denn dort arbeiten, habe man ihn gefragt, erzählt Stark. Als Pädagoge oder ähnliches, das habe er unprofessionell gefunden. „Also habe ich halt in den sauren Apfel gebissen.“ Das Gymnasium fertiggemacht, studiert, und dann Pfarrer geworden. Mit dem Heiraten sei's dann halt nichts mehr gewesen.

Neben Deutsch predigt Richard Stark auch auf Französisch, Englisch und Russisch. Er zitiert auf Russisch, streut französische Worte ein, „unser Bijou“, sagt er dann. Als Theologiestudent hat Stark Latein, Griechisch und Hebräisch gelernt, im Kongo dann Kikongo, die dortige Umgangssprache. Russisch hat er innerhalb eines halben Jahres gelernt, da war er schon deutlich ergraut. Dabei ist Stark laut eigener Aussage, nicht gerade sprachbegabt.

In seinem karg eingerichteten Wohnzimmer liegen zwei Objekte auf dem Tisch. Eines davon ist ein bordeauxrotes Gerät, das wie eine kleine Taschenlampe aussieht. Es ist eine der Solarlampen, die Stark für den Kongo entdeckt hat. Dazu gehört eine Solarzelle zum Aufladen in der Größe eines iPads. Gerade hat er wieder eine Ladung der Geräte nach Afrika geschickt.

Das andere ist ein kleines schwarzes Kästchen. Darin liegt das Bundesverdienstkreuz erster Klasse. Es wurde Stark im Jahr 2009 verliehen, für seinen Einsatz in Afrika, aber auch für seine Bemühungen um die Versöhnung der katholischen und orthodoxen Kirche.

Abgesehen von dem Kreuz, sagt Richard Stark, beschränken sich die Gaben aus Berlin allerdings auf 380 Euro Rente im Monat. Das reiche nicht für den Wiederaufbau der Kirche. Und ja, deutsche Stiftungen gäbe es einige. Aber auch, wenn sein Bischof nicht so ein Dickkopf wäre, wäre es schwer, von denen Hilfe zu bekommen. „Die Deutschen wollen ja immer ganz genau wissen, wieviel das kostet, und wann der Bau beginnt.“ Das könne man in Russland eben nie so genau sagen. Richard Stark hat jetzt seiner eigenen Stiftung zum Wiederaufbau der Kirche gegründet.

Nach Deutschland zurückkehren? Das, sagt Pfarrer Richard Stark, sei eine Option. „Aber erst, wenn ich mal alt bin.“

#### AUTORIN:

Luisa Schulz, geboren in München, macht ab September 2012 den Abschluss „Licence Philosophie-Lettres“ in Paris.

#### JOURNALISTISCH TÄTIG FÜR

Saint Petersburg Herald, The St. Petersburg Times.

#### SCHREIBT, WEIL

sie am Journalismus der Versuch, Menschen zu verstehen und sie anderen verständlich zu machen, fasziniert.

#### WAR ERSTAUNT

als Herr Stark ihr während einer gemeinsamen Autofahrt plötzlich erzählte, dass er gar nicht wirklich Pfarrer werden wollte, sondern das nur gemacht hatte, um Entwicklungshelfer zu werden. „Ich hatte mich die ganze Zeit gefragt, warum dieser Mensch gerade Pfarrer geworden war, aber ich hätte nicht gedacht, dass er so offen darüber reden würde.“



# Ein Geschenkeshop für große Jungs

## Wie ein deutscher BMW-Händler in St. Petersburg Geschäfte macht

Wer in Sankt Petersburg an ein BMW-Sportmodell der Klasse M kommen will, fährt am besten schon mit dem Auto vor. Rund 20 Kilometer außerhalb der Stadt, entlang der Lachtinskij-Schnellstraße, auf der die Kleinbusse Stoßstange an Stoßstange fahren, fast schon in der Provinz, steht eine Art Gewächshaus für Jungen-Träume. So jedenfalls wirkt das Autohaus namens „Park M“ mit seinen Glaswänden und weiß gestrichenen Stahlträgern. Die Zufahrt ist nicht asphaltiert, rechts beginnt ein Birkenwäldchen.

Hier verkauft Eugen Körner Motorräder und Autos der Marke BMW an Kunden mit besonderen Ansprüchen. Das bedeutet: Er bietet ihnen vom Kaffee bis zum gemeinsamen Alpenausflug alles, was sie zum Kauf anreizen könnte. So lautet jedenfalls sein Konzept. Denn um in Russland Sportwagen an den Mann zu bringen, braucht es aus seiner Sicht „besondere Zuwendung“. Zu den Kunden müsse eine Beziehung aufgebaut werden.

Konkret bedeutet das: Interessenten werden im hauseigenen Café empfangen, das wie auf einer Empore über dem mit Rockmusik bedröhnten Showroom für Motorräder schwebt. Ein Flachbildschirm an der Wand rechts der Theke zeigt lautlos den Motorsportkanal. Die Speisekarte bietet Kaffee, Steak und Pasta zu durchschnittlichen Restaurantpreisen, auf dem Tisch stehen ein benutzter Aschenbecher und angetrocknete Blumen. Hier unterhält sich Eugen Körner mit den potentiellen Käufern über Autos, Hobbys und Lebensgeschichten, wenn es sein muss, stundenlang.

Die weiße Stahltür zum Umkleideraum für Motorradfahrer schwingt auf, heraus tritt ein etwas rotgesichtiger Russe in Motorradkluft, der

sich nach der Testfahrt einen Kaffee holen will. Er wirkt kernig und wie jemand, der Arbeit gewohnt ist – eher nicht wie der in Europa zum Mythos hochstilisierte Oligarch, für den die Nullen auf den Rubelscheinen keine Rolle spielen. Eugen Körner senkt die Stimme, obwohl er Deutsch spricht. „Ein VIP-VIP-Kunde.“ Bis jetzt habe er hier zwei Sportwagen gekauft, nun sollte es noch ein Cabrio sein. Weil von dem gewünschten Modell in Russland kein Exemplar mehr verfügbar war, hat Eugen Körner es in der Schweiz ausfindig gemacht und importieren lassen. „Nächste Woche kommt der Wagen“, ruft er dem Kunden zu. „Da müssen wir wohl eine Flasche Wein bestellen.“ – Der antwortet schlicht: „Einverstanden.“

Etwas jungenhaft wirkt der 40-jährige, schlaksige Russlanddeutsche Eugen Körner. Er bezeichnet sich selbst „nicht als Workaholic“. Sein Internet handy liegt stets griffbereit, seine Hände spielen unablässig mit Zigarettenschachtel und Feuerzeug. Er trägt Jeans, ein graues Jackett und leichte Schnürschuhe, casual look also, stünde nicht Armani auf der Brille.

Mit 18 Jahren kam Eugen Körner aus seinem Geburtsland Usbekistan nach Stuttgart. Sein Deutsch hat davon eine leicht süddeutsche Färbung, aber keinen russischen Akzent behalten. Nach der Bundeswehr und einer Ausbildung zum Automobilfachmann hat er zunächst als Fachinformatiker gearbeitet. Als er vor drei Jahren in St. Petersburg seine Frau und einen Aktionär von BMW kennen lernte, fällte er die Entscheidung in Russland zu bleiben. Dort hat er mit Hilfe von sechs Privatinvestoren im November 2011 sein auf M-Modelle, also sportliche Flitzer, spezialisiertes Autohaus eröffnet, weltweit gibt es nur ein weiteres dieser Art in Singapur.



Zu seiner gewagten Geschäftsidee gehört es, dass der Kunde sich wie ein Zar fühlen soll – er kann an Motorradtouren durch Europa teilnehmen, für die sich Eugen Körner vom Visum bis zur Hotelbuchung um alles kümmert, oder im Konferenzraum des Hauses seine private Neujahrsparty feiern. „In Russland muss man vom deutschen Schema abweichen“, sagt Körner. Wodkagläser sind hier jedoch noch nie an die Wand geflogen. Immerhin gilt in Russland die Null-Promille-Grenze, die selbst Kwas oder Kefir als Fahrergetränk ausschließt.

Auch wenn die Geschäftsidee sich an den sensationshungrigen russischen Markt anpasst, hinter den Kulissen läuft das deutsche Uhrwerk, erklärt Eugen Körner. In der weiß gekachelten Autowerkstatt von „Park M“ schrauben Männer im Blaumann vor sich hin. Bevor überhaupt die Kühlhaube hochgeklappt wird, fährt jeder Wagen durch die Waschanlage. Das erklärt wohl auch den, trotz Petersburger Sauwetter und Schmieröl, blitzsauberen Boden, auf dem nicht mal ein Schraubenschlüssel im Weg liegt. Die Kommunikation in der Firma läuft komplett auf Russisch – mit ein paar Ausnahmen. „Tamnado samenit Fußraummodul“, hallt es durch die Werkstatt – Bitte mal das Fußraummodul auswechseln.

Wie viele Mitarbeiter Eugen Körner genau hat, kann er aus dem Stand nicht sagen. Es werden wohl 35 sein, die Hälfte davon im Service. Er kenne aber alle von ihnen persönlich, versichert er. Und alle hätten von Anfang an die deutsche Arbeitsweise übernommen, zu der Genauigkeit, die oft genannte Pünktlichkeit und „demokratische“ Kommunikation gehören. Der Ruf dieser traditionellen Werte haftet deutschen Firmen und deren Produkten in Russland an – und wird als ein Merkmal von Qualität geschätzt.

Deutsche Unternehmen haben in der europäischen Stadt Russlands eine lange Tradition. Schon an der Errichtung St. Petersburgs selbst, im Auftrag Zar Peters des Ersten, waren deutsche

Handwerker und Fachkräfte beteiligt. Viele von ihnen ließen sich danach nieder und eröffneten Geschäfte. Zu Zeiten der Hanse waren aus Deutschland importierte Möbel oder Kleider an der Newa in Mode, Anfang des neunzehnten Jahrhunderts stammte jedes in St. Petersburg gebackene Brot oder Brötchen aus dem Ofen einer deutschen Bäckerei. Großunternehmen mit deutschen Gründern wie das Siemenswerk auf der Wassilij-Insel bestehen bis heute. Der erste BMW-Händler hat sich 1993 in Moskau niedergelassen, heute gibt es 60 in Russland.

Attraktiv für russische Kunden sind die Sportautos aus drei Gründen: Marke, PS-Zahl und Exklusivität. Ein „normales“ BMW-Modell hebt sich längst nicht mehr genug von der Masse ab. Genau das sei aber das Ziel, sagt Eugen Körner. Der eigene Wagen ist in erster Linie ein Statussymbol, ein kleines Auto sei ein billiges Auto. Deswegen setze sich ein russischer Geschäftsmann nie in einen M3 – das sei ein Wagen für Frauen. Viele Kunden wünschten außerdem Sonderanpassungen: Lederbezüge mit farblich abgesetzter Ziernaht zum Beispiel.

Die Preise für solche Spielereien spricht er längst so gelassen aus wie seine Kunden, zu denen er Inhaberinnen von Apothekenketten ebenso zählt wie halbseidene junge Glücksritter. Wie viele Verkäufe seine junge Firma im Monat verbucht, kann er nicht sagen. „Ich schaue nur, dass am Ende das Geld stimmt.“ Das russische Business lehrt, in anderen Dimensionen zu denken, auch wenn es nicht die eigenen sind.

Eugen Körner wirkt manchmal, als wachse ihm sein eigener Traum über den Kopf. Seine Kunden sind eigenwillig und unberechenbar. Manchmal kaufen sie aus dem Stegreif, manchmal verlangen sie wochenlang Probefahrten und Serviceleistungen. Demnächst soll unmittelbar neben „Park M“ ein Gebäude des Energiegiganten Gazprom hochgezogen werden, das den frisch gestrichenen

Autopalast bei weitem überragt. „Dann werden wir hier ein Geschenkeshop.“

Als Eugen Körner mit einem Kollegen auf Russisch telefoniert und Anweisungen für die Pressevorstellung des neuen 7er-Modells gibt, die in der folgenden Woche in St. Petersburg über die Bühne gehen soll, schreitet er staksend auf und ab, beim Auflegen zittert seine Hand.

Angst, dass die Wünsche der Kunden immer abgehobener werden? „Sollen sie doch“, sagt er, die Stimme klingt nicht ganz so fest wie eigentlich beabsichtigt. „Wir wachsen mit unseren Challenges.“ Dann weist Eugen Körner eine Mitarbeiterin an, den Sender am Flachbildschirm-Fernseher zu wechseln. Dort waren inzwischen zwei Serientarsteller im Bett gelandet. Jetzt läuft wieder lautloser Motorsport. Nichts soll vom Geschäft mit den Luxusautos ablenken.

#### **AUTORIN:**

Eva Steinlein aus Deutschland, lebt für ein Jahr in Moskau, Studentin des Fachs Intercultural Studies.

#### **JOURNALISTISCH TÄTIG FÜR**

Moskauer Deutsche Zeitung; eigenes Blog über ihre Russlanderlebnisse [kopfgefuehl.wordpress.com](http://kopfgefuehl.wordpress.com).

#### **SCHREIBT, WEIL**

der Journalismus alle anderen Wissensbereiche mit einschließt: „Kultur, Literatur, Politik, Geschichte, Wirtschaft, Sport... beim Schreiben hat man immer die Gelegenheit zu lernen.“

#### **WAR AUFGEREGT,**

als der erste Kunde das Autohaus betrat. „Denn ich fragte mich, wie so ein ‚Oligarch‘, den Eugen Körner mir als Kunden beschrieben hatte, wohl aussieht und auftritt.“

# Mit Liebe heilen

**Der Verein „Perspektiven“ betreut in diesem Jahr zum ersten Mal behinderte Kinder in einem Sommercamp. Freiwillige aus Russland und Deutschland leben mit ihren Schützlingen auf dem Land**

Ein Hof in einem Dorf außerhalb von St. Petersburg. Fünf junge Frauen sitzen im Kreis, jede balanciert auf ihren Knien ein Kind. Die Erwachsenen tragen T-Shirts, die Kinder sind eingemummelt in Jacken, dicken Strumpfhosen und Mützen. Doris aus Deutschland hat die kleine, dunkelhaarige Inna auf dem Schoß. Doris, kurze Haare und Nasenpiercing, streichelt Innas Knie, fasst ihre Hand, die mit ganzer Kraft nach allem greift, was in ihre Nähe kommt, so wie es auch Säuglinge tun. Aber Inna ist kein Baby mehr. Sie sieht aus, als käme sie gerade ins Grundschulalter, in Wirklichkeit ist sie 13 Jahre alt. Inna hat das Down-Syndrom. Entschlossen packt Doris Inna unter den Achseln, steht auf und schaukelt sie, vor und zurück, immer wieder. Inna reagiert kaum. Doch Doris gibt nicht auf – bis Inna leise jauchzt.

Seit gut 15 Jahren kümmert sich der Verein „Perspektiven“ um körperlich und geistig behinderte Kinder im Alter von vier bis 18 Jahren. Alle Kinder leben in einem Heim in der Stadt Pawlowsk in der Nähe von St. Petersburg. Das Sommercamp, in diesem Jahr neu gestartet, befindet sich in einem aquamarinfarbenen Holzhaus mit vier Zimmern und einem kleinen Grundstück im Dorf Rjabowo, 70 Kilometer von Petersburg entfernt. Außer den neuen Plastikfenstern, der Waschmaschine und der Rampe für Rollstühle an der Eingangstür erinnern alle Möbel an alte sowjetische Zeiten, in der Ecke des größten Zimmer hängen orthodoxe Ikonen.

Für eineinhalb Monate Sommercamp auf dem Dorf gibt „Perspektiven“ etwa 3000 Euro aus. Alle fünf Tage kommen fünf neue Bewohner des Pawlowsker Behindertenheims nach Rjabowo. In Pawlowsk sehen sie oft nicht mehr als Häuser und

Mauern, im Sommercamp sind sie mitten in der Natur.

Die fünf Betreuer sind gut gelaunt. Sie lachen, scherzen, vergessen nie, zu lächeln. Die fröhlichste unter ihnen ist Natalja Arsentjewa. Zwar liegt ihre Gitarre schon einige Zeit ungenutzt im Gras, dafür singt Natalja umso lauter. Natalja ist 28 Jahre alt, wirkt aber wie ein rastloser Teenager, der sich entschlossen hat, nicht erwachsen zu werden. Barfuß läuft Natalja über das Grundstück, hin und her, ruhelos. Sie kümmert sich um das Frühstück. Die Kinder essen das Gleiche wie die Erwachsenen, nur im Mixer püriert, denn das Kauen fällt ihnen schwer. Natalja hält im Sommercamp alle Fäden zusammen. Vor sechs Jahren kam die St. Petersburgerin als Freiwillige zu „Perspektiven“. Inzwischen ist sie ausgebildete Sonderpädagogin.

Alle Betreuer stehen Hand in Hand im Kreis, jeder ein Kind vor sich. „Guten Appetit“ hallt es im Chor über den Hof. „Es ist wichtig, Rituale zu etablieren“, sagt Natalja. Zuerst gehen alle mit den Kindern zu dem Wasserbecken und waschen die Hände, dann bekommt jeder ein rotes Lätzchen um. Kurz darauf gibt es Joghurt zum Frühstück. „Noch ein bisschen“, flüstert Doris auf Deutsch, während sie Inna füttert. Sie ist überzeugt, dass ihr Schützling sie allein durch den Klang der Stimme versteht.

„Perspektiven“ entstand auf Initiative der Gräfin Margarete von der Borch. Von der Borch, die einer der ältesten westfälischen Adelsfamilien entstammt, besuchte in den 1990er Jahren zum ersten Mal das Internat in Pawlowsk. Als sie alle Kinder in ihren Betten schlafend vorfand, dachte sie zunächst, es sei einfach Zeit für ein Schläfchen

am Nachmittag gewesen. Dann stellte sich allerdings heraus, dass die Kinder oft den ganzen Tag in ihren Betten verbringen. Von der Borch gründete daraufhin den Verein „Perspektiven“. Sie begann damit, an ihren Geburtstagen statt Geschenken, Spenden für die Kinder zu sammeln. Heute arbeiten im Internat 130 Mitarbeiter und 50 Freiwillige. Und kein Kind muss mehr den ganzen Tag im Bett liegen.

Die Arbeit von „Perspektiven“ stützt sich stark auf die freiwilligen Helfer. „Ohne sie wäre unser Verein nichts“, sagt Lisa Golobjewa, Referentin des Vereins. Die Freiwilligen kommen jeden Tag ins Heim, sie waschen die Kinder, ziehen sie an, helfen beim Treppensteigen. „Wir sind die einzige Einrichtung in der Stadt, in der Freiwillige und Fachleute bei der Betreuung von Behinderten so eng zusammenarbeiten“, sagt Golobjewa.

„Inna schläft im Sitzen“, sagt Doris auf dem Hof in Rjabowo und neigt den kleinen Körper nach vorn, bis Innas Kopf zwischen ihren Füßen liegt. Doris ist mit 26 Jahren die älteste Freiwillige in Rjabowo, in Dresden studiert sie Psychologie. Seit sieben Wochen ist sie im Sommercamp, wie alle anderen Betreuer verbringt sie so viel Zeit wie möglich mit ihrem Schützling, nachts schlafen die beiden in einem Bett. Manchmal schleicht sich ein trauriges Lächeln auf Doris' Gesicht, wenn sie Inna beobachtet. „In Deutschland würden Kinder mit ähnlichen Behinderungen bestimmt schon sprechen können“, sagt sie dann. Sie glaubt, dass in Russland zum Beispiel die Ergotherapie zu selten eingesetzt wird, mit der die Kinder lernen, einfache Handlungen selbst auszuüben. Ein wenig kann eine Woche Sommercamp dabei helfen. Doris versucht ihr Bestes.

Die Einwohner von Rjabowo stehen nicht abseits. Eine Nachbarin hat Honig vorbei gebracht, ein anderer Dorfbewohner führte sein Kalb vorbei, damit die Kinder es Anschauen und Anfassen können. Natalja Arsentjewa, die Leiterin des

Sommercamps, ist überzeugt davon, dass diese kleinen Schritte helfen. „Ich selbst bin in einer sehr liebevollen Familie aufgewachsen. Ohne Liebe geht es nicht, egal ob man gesund oder krank zur Welt gekommen ist.“ Natalja hat guten Grund, an dieser Überzeugung festzuhalten. Am Tag zuvor hat sich die siebenjährige Dascha zum ersten Mal ihre Schuhe selbst angezogen.

#### AUTORIN:

Arina Popowa aus Russland, Journalistin.

#### JOURNALISTISCH TÄTIG FÜR

Moskauer Deutsche Zeitung;

[www.germania-online.ru](http://www.germania-online.ru); [www.russland-heute.de](http://www.russland-heute.de);

das Portal „Totschka Treff“ des Goethe-Instituts; die Online-Zeitung [www.vnnews.ru](http://www.vnnews.ru).

#### SCHREIBT, WEIL

die Möglichkeit sehr unterschiedliche Menschen zu treffen und für eine Weile einen Einblick in deren Leben zu bekommen sie fasziniert.

#### WAR ERSTAUNT,

als sie entdeckte, dass die Freiwilligen mit den kranken Kindern in einem Bett schlafen und nicht minder verblüfft, als eine Volontärin ihr sagte, dass das Schwierigste für sie sei, sich von ihrem Schützling zu trennen.

Natalja Arsenjewna: „Ohne Liebe geht es nicht. Egal ob man gesund oder krank zur Welt gekommen ist“





„Während eines Bombenangriffs ist diese Straßenseite höchstgefährlich“ Mauerinschrift in Erinnerung an die 900tägige Blockade.

# Zuletzt starben die Kinder

## Die Geschichte einer russlanddeutschen Petersburgerin in Zeiten von Krieg und Frieden

*„Es war ein kleines Mädchen*

*In einer großen Stadt.*

*Das Kind trug Namen Betty,*

*Die Stadt hieß Leningrad“*

(Mein Leben oder der Garten)

In Beatrice Gordina-Lieths Kindheit gab es an guten Tagen Katze zum Mittagessen. An schlechten brühte man Gürtel und Lederschuhe. Beatrice Lieth erinnert sich an einen Tag, an dem ihre Tante Nina, die die Rolle der Ernährerin übernommen hatte, mit einer besonderen Ausbeute nach Hause kam. „Sie befahl mir und meiner Cousine die Augen und die Nase zu schließen. Dann steckte sie jedem einen Löffel in den Mund. Es war ein spezieller Tran zur Bearbeitung von Leder, schwarz und stinkend.“

Während Beatrice Lieth sich erinnert, sitzt sie in ihrer Einzimmerwohnung am Stadtrand von St. Petersburg. Der Tisch ist reich gedeckt, der herbe Geruch von Kaffee zieht durch das Zimmer. Bei jedem Bissen in den Kuchen schwappt die Preiselbeerfüllung über und tropft auf den Teller. Die Hausherrin ist 80 Jahre alt und Russlanddeutsche. Als Kind hat sie die Leningrader Blockade von 1941 bis 1944 miterlebt. Sie war damals eine Feindin mitten im eingekesselten Leningrad.

Beatrice Lieth erzählt. Eine Hand ruht auf dem Bein und formt ab und zu Falten in ihre graue Stoffhose. Sie hält sich kerzengerade wie ein junges Mädchen, das Kinn leicht nach oben gerichtet. Ihre hellen Augen sind von saphirfarbenen Lidstrichen umrahmt. Die Nase und das Gesicht, schmal und filigran, lassen erkennen, dass sie in ihrer Jugend eine Schönheit gewesen sein muss. An ihren Füßen schnurrt Semusja, eine Mischlingskatze, rund wie ein Fladen.

Als die Leningrader Blockade am 8. September 1941 begann, schafften es Beatrice Lieth und ihre Mutter nicht mehr raus aus der Stadt. Leningrad war umzingelt von der deutschen Armee – und die deutsche Bevölkerung Leningrads wurde zum Staatsfeind Nr. 1 erklärt. Noch im selben Monat verhaftete die Polizei den Vater, Viktor Lieth, obwohl der schwer krank war. Seine Spur verlor sich schnell. Die Tochter sah ihn nie wieder. Die Blockade dauerte 872 Tage.

*„Nicht nur vor Hunger kam der Tod,*

*Doch auch vor Bomben und*

*Beschießung,*

*Man dachte aber mehr an Brot*

*Und an Beköstigung ausschließlic.*“

(Erinnerungen an die Blockade)

In der Einzimmerwohnung klingelt das Telefon. „Ljusja, Liebes, wie geht es der Gesundheit?“ „Ja, bei mir alles gut“. Nach dem Auflegen sagt Beatrice Lieth mit einem Lächeln: „Ich habe viele enge Freunde, wir sind so“, und klopft sich mit der kleinen Faust auf die Brust. Zwischen Deutschen und Russen macht sie keinen Unterschied.

Der schlimme Hunger begann, als die sogenannten Badajew-Lager von der deutschen Armee bombardiert wurden und mit ihnen die gesamten Lebensmittelvorräte der Stadt verbrannten. „Zuerst starben Männer wie die Fliegen, dann Frauen, als allerletztes Kinder, weil die Eltern ihnen bis zum Schluss alles aufbewahrten.“ Auf den Straßen stapelten sich die Leichen. Die Toten wurden in Bettlaken eingenäht und auf Schlitten in das nächste Leichenschauhaus gebracht. Als der Hunger immer schlimmer wurde, und die Menschen immer schwächer, wurden die Toten auf die nächstbeste Straße gelegt. In diesem ersten Winter

der Blockade schreibt die neunjährige Betty Lieth ihr erstes Gedicht. Es ist auf Russisch und handelt von den ausgemergelten Menschen des belagerten Leningrads. „Ich erinnere mich noch wie sie auf ihren Schlitten kleine Gläser mit Nahrungsmitteln transportierten. Wegen des Hungers waren sie immer sehr böse.“ Der Frühling rettete viele vor dem Verhungern. Es gab wieder Gras und andere Pflanzen. Die Wiesen wurden bis auf den letzten Halm abgemäht, die Gräser zu einem Brei zerstampft und zubereitet.

Beatrice Lieth springt plötzlich von ihrem Sessel auf, viel schneller, als man es einer 80-Jährigen zugetraut hätte. Sie bietet ein makabres Schauspiel, mimt die zum Tode Verurteilten. „Verhungern Menschen sterben auf eine ganz besondere Art und Weise“, sagt sie. „Gerade noch befinden sie sich auf den Beinen, dann breiten sie die Arme wie zum Flügelschlag nach oben aus, werfen den Kopf in den Nacken und fallen tot um.“

*„In Leningrad, wie hieß sie siebzig Jahre  
Mein Leben, Hoffnung, Ruh'  
Hindurch  
Mit dieser Stadt verbunden waren.“  
(Meine liebe Stadt)*

Die Befreiung Leningrads am 27. Januar 1944 erlebte Beatrice Lieth im Viertel Petrogradskaja. Menschen weinten vor Freude, Fremde fielen sich in die Arme. Abends stieg ein Feuerwerk in den Himmel von Leningrad. „Dieser Moment war für mich strahlender als der Sieg am 9. Mai“, sagt Beatrice Lieth. Sie hat nie daran geglaubt, dass Leningrad fallen würde. „Nach der Blockade sind Leningrad und ich miteinander verwachsen.“

Beatrice Lieth lebte in den Sowjetjahren unter gefälschter russischer Identität in Leningrad, sie hieß Beatrice Selenkowa. Sie studierte Medizin und lernte Boris Gordin, einen sowjetischen Juden, kennen, der zur großen Liebe ihres Lebens wurde. Die beiden heirateten und bekamen zwei Kinder. Die Angst vor Repressionen jedoch blieb. „Jedes Mal

wenn nachts das Telefon klingelte oder jemand an die Tür klopfte, dachte ich: Jetzt kommen sie mich holen!“

Als Ende der 1980er Jahre die Perestroika einsetzte, ging Beatrice Lieth zum Bolschoj Dom am Litejnyj Pereulok. Es ging das Gerücht um, die 1941 verschollenen Deutschen seien dort kurz nach den Verhaftungen erschossen worden. Darunter ihr Vater, Viktor Lieth. Tatsächlich machten die Beamten den Erschießungsbefehl des Vaters ausfindig. Das Urteil lautete: Spionage für die Deutschen, Engländer und Japaner sowie prodeutsche Kriegsagitation an der Front. Beatrice Lieth schaffte es, ihren Vater zu rehabilitieren und erhielt ihren ursprünglichen Familiennamen zurück. Sie durfte sich wieder Deutsche nennen. Fünfzig Jahre Angst und Schrecken waren vorbei.

*„Oh, meine liebe deutsche Sprache!  
Du lebst in mir, du gibst mir Licht.  
Ich sollte immer etwas machen,  
Um deinen Laut vergessen nicht.“  
(Meine liebe Sprache)*

Als Deutsche konnte sich Beatrice Lieth in den 90er Jahren entscheiden, ob sie dem Strom vieler russlanddeutscher Auswanderer folgen und von nun an in Deutschland leben wollte. Sie reiste in die Bundesrepublik und fühlte sich dort sofort heimisch. Sie erinnerte sich plötzlich wieder an die Worte ihrer Mutter: „Betty, du bist ein deutsches Mädchen!“ Aber die Entscheidung fiel ihr trotzdem nicht schwer. „Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, mich von meinem geliebten Petersburg zu trennen.“

Beatrice Lieth bezeichnet sich selbst als letztes Glied in der Familie Lieth. „Mit mir endet die Kette. Meine Kinder sprechen kein Deutsch. Ich konnte ihnen leider nicht viel mitgeben von meiner deutschen Kultur.“ Trost findet sie in der Literatur, in Gedichten von Heine, Erzählungen von Remarque und den Grimmschen Märchen. Deutsch spricht Beatrice Lieth selten, viele Russlanddeutsche sind in Petersburg nicht mehr geblieben. Wenn der Tag



lang ist, unterhält sie sich mit ihrer Katze Semusja. Gemeinsam haben sie eine eigene Sprache gefunden.

Seit ihrem ersten Gedicht im Hungerwinter von Leningrad hat Beatrice Lieth viele Gedichte geschrieben. Sie schreibt auf Deutsch, nur wenn man sie bittet, überträgt sie das eine oder andere Gedicht ins Russische. Sie liest ein Gedicht auf Russisch vor. Im Anschluss rezitiert sie es auf Deutsch. Ihre Stimme verändert sich. Ihr archaischer Akzent ist tief geprägt vom Russischen und dennoch authentisch. Beatrice Lieth liest in ihrer ersten Muttersprache, einer Sprache, die für sie fünfzig Jahre lang verboten war.

**AUTORIN:**

Ljuba Klassen, geboren in Poltawka, Russland; ist mit fünf Jahren nach Deutschland ausgewandert, Absolventin der Literaturwissenschaften.

**JOURNALISTISCH TÄTIG FÜR**

Moskauer Deutsche Zeitung und die englischsprachige Zeitung Your Yekaterinburg (mit Sitz in Jekaterinburg, Russland).

**SCHREIBT, WEIL**

man dadurch jeden Tag etwas unerwartet Neues lernt.

**WAR ERSTAUNT,**

dass sie sich beim Gespräch mit Beatrice fühlte, als ob sie eine alte Freundin getroffen hätte.



„Nach der Blockade sind Leningrad und ich miteinander verwachsen“



Bei Natalie Kraubner gehen Spaß und Disziplin Hand in Hand.

# Von Rosamunde bis Rammstein

**Natalie Kraubner trägt mit dem Ensemble „Lorelei“ deutsche Volkslieder vor – auf Deutsch und Russisch**

Und plötzlich sind sie hellwach. Eben noch quälte sich eine Handvoll Studenten der Ethnographie aus Bamberg mit schweren Lidern durch ein Gespräch. Vor sich eine alte Russlanddeutsche, die schleppend von ihrem Leben erzählt. Im Raum schien es mit jeder Minute schwüler zu werden.

Aber jetzt ist Natalie Kraubner da. 65 Jahre alt und kein bisschen langsam. Sie trägt Tracht, ihre lockigen blonden Haare wippen im Takt ihrer Schritte, auch ihre Gesichtszüge sind ständig in Bewegung. Und als sie sich sicher sein kann, dass keiner der deutschen Studenten mehr ans Gähnen denkt, fängt Natalie Kraubner, Leiterin des Folklore-Ensembles „Lorelei“, an zu singen.

Eine musikalische Ausbildung hat Natalie Kraubner nicht, wenn man mal von der Musikschule in frühen Kinderjahren absieht. Sie hat als Chemikerin gearbeitet. Aber sie hat das, was sie eine „tiefe Liebe“ zur Musik nennt. Kraubner ist in der Nähe der norwegischen Grenze geboren, dort hörten ihre Eltern finnisches Radio. Und eben dort liefen ab und zu auch deutsche Volkslieder.

Heute ist Natalie Kraubner eine bekannte Übersetzerin deutscher Volkslieder ins Russische. Mehr als 120 Lieder hat sie bislang übertragen. Sie hat vier Bücher veröffentlicht, das fünfte ist in Arbeit. Russischlehrer in Deutschland verwenden ihre Bücher im Unterricht. Ihre Übersetzung von „Lili Marleen“ listet wikipedia an erster Stelle. Mit ihrer Gruppe „Lorelei“ trägt Kraubner die schönsten Stücke vor.

Die Probe vor der Darbietung für die Studenten begann hektisch. Einige Ensemblemitglieder fehlen wegen der Sommerferien. Der Pianist auch – Natalie Kraubner setzte sich selbst an das Klavier. Sie spielt, improvisiert, gibt Ratschläge – alles parallel. Spaß und Disziplin schließen sich

bei Kraubner nicht aus. „Wir wollen doch arbeiten“, ruft sie im gespielt strengen Ton, wenn die Ensemblemitglieder ins Quatschen kommen. Aus der Ruhe bringt sie so leicht nichts. Als Natalie Kraubner das Volksliederfestival der Russlanddeutschen in Oerlinghausen besuchte, gab es eine Verzögerung im Programm. Kurzerhand stellte Kraubner eine Gruppe aus fremden Menschen zusammen und trat mit ihnen auf die Bühne. Ihre Petersburger Kollegen bewundern sie für so viel Mut und Improvisationstalent. „Das würde ich mich nie trauen“, sagt eine aus der Gruppe. Natalie Kraubner wischt diese Bemerkung lachend und mit einer Handbewegung weg.

Natalie Kraubner ist in einer russlanddeutschen Familie aufgewachsen, Deutsch wurde dort allerdings nie gesprochen. Erst nach der Perestroika besann sich Kraubner auf ihre Wurzeln, besuchte das deutsch-russische Begegnungszentrum, und begann, Deutsch zu lernen. Im Kirchenchor der St. Petri-Gemeinde sang sie die ersten deutschen Lieder.

Die ersten Übersetzungen notierte sie sich zu Hause in einem kleinen Notizbuch. Doch als sie dem Chor vorschlug, den meist russischen Konzertbesuchern, die russischen Übersetzungen vorzutragen, stieß sie auf wenig Begeisterung. Nun ist Natalie Kraubner aber niemand, der sich Steine in den Weg legen lässt. Sie gründete 2003 einfach ihr eigenes Ensemble – „Lorelei“. Hier werden deutsche Lieder auf Deutsch und Russisch gesungen. Zum Repertoire gehören Balladen, Weihnachts-, Soldaten- und Festlieder. Mit fünf Mitstreitern fing Natalie Kraubner an, heute sind es zehn. Im Frühjahr 2012 gewann das Ensemble „Lorelei“ einen Liederwettbewerb im estnischen Tallinn. Bislang der größte Erfolg. „Musik hilft mir zu leben“, sagt Natalie Kraubner.

Vor den Studenten singt die Gruppe „Lorelei“ drei Lieder. Schon beim ersten Lied wird klar: Mindestens ebenso viel Spaß wie die Zuhörer, haben die Sängerinnen selbst. Natalie Kraubner schwingt mit den Armen, fast wirkt es, als wolle sie gleich losmarschieren. Aber sie bleibt stehen – und reißt alle im Raum mit. Als das dritte Lied – „Susanna“ – verklungen ist, klatschen die Studenten so laut, dass es nichts mehr ausmacht, dass sie so wenige sind.

Die im Wolgagebiet entstandenen Volkslieder sind für die Gruppe von besonderer Bedeutung. Durch sie wird deutlich, wie sich deutsche und russische Kultur vermischt haben. „Marussja, gib mir Tee aus dem neuen Samowar“ ist so ein Lied. Natalja Kraubner erinnert mit ihrem Ensemble an dieses Erbe. Die Gruppe tritt gewöhnlich vor Russen auf, etwa ein Drittel der Zuhörer sind Russlanddeutsche. Die interessieren sich zwar meistens sehr für die alten Lieder, doch 80 Prozent von ihnen sprechen kein Deutsch. Kraubner hält musikalisch dagegen. Ein Video zeigt sie und ihre Gruppe bei einem offiziellen Konzert. Alle tragen Tracht, „Lili Marleen“ erklingt fünfstimmig, und vor jedem Lied erzählt Natalie Kraubner die Geschichte des Werks. „Vielleicht weckt das ja bei dem einen oder anderen wieder das Interesse an der deutschen Sprache“, sagt sie.

Die Vorführung ist vorüber. Die Studenten reden aufgeregt durcheinander, blättern durch Kraubners Bücher. Die Ensembleleiterin steht mit in der Hüfte gestemmt Armen vor der Gruppe und beantwortet alle Fragen. Wo hat sie nur diese Trachten gefunden? Woher kennt sie alle diese alten deutschen Lieder? Auf alles hat Natalie Kraubner eine ausführliche Antwort. Ob sich denn auch Jugendliche für die deutsche Volksmusik interessieren? Natalie Kraubner zögert keinen Moment. Zwingen könne man niemanden, sagt sie. Aber jüngst sei ein Auftritt vor russischen Fachhochschulern der Telekommunikation äußerst erfolgreich gewesen.

Berührungssängste hat Natalie Kraubner keine. So, wie sie jungen Russen deutsche Volkslieder nahe bringt, wagt sie sich selbst an moderne Musik. Zuletzt hat sie für ihren Enkelsohn das Lied „Ohne dich“ von Rammstein übersetzt.

**AUTOR:**

Egor Lykow aus Saratow, Russland, Student der Eisenbahnwissenschaften.

**JOURNALISTISCH TÄTIG FÜR**  
vitamin.de.

**SCHREIBT, WEIL**

ihn am Journalismus die Möglichkeit fasziniert, etwas Neues für sich selbst zu entdecken, viele Leute kennenzulernen und die menschlichen Gefühle und Gedanken zum Ausdruck zu bringen.

**WAR BEGEISTERT**

von der musikalischen Darbietung, weil sich dabei besonders das Talent von Frau Kraubner zeigte, dem Publikum Spaß und Freude zu vermitteln.

# Die Königin der Clowns

**Astrid Schorn gründete den Zirkus Upsala, in dem vernachlässigte Kinder Selbstbewusstsein trainieren**

Tscheburaschka möchte gern Gutes tun. Doch er hat ein bisschen Angst vor den Schwachen und Armen. Tscheburaschka, das kleine undefinierbare Wesen mit übergroßen Ohren aus dem sowjetischen Kinderfernsehen, tanzt in Gestalt einer handflächengroßen Wollpuppe auf der Hand von Astrid Schorn. Sie gibt der Puppe ihre Stimme: „Wie soll ich es anstellen, mich sozial zu engagieren? Reicht es, Geld an eine gemeinnützige Organisation zu spenden oder soll ich mit anpacken und zum Beispiel Essen in einer Suppenküche an Bedürftige ausschenken?“ Mit der Tscheburaschka-Puppe, die sonst an einer orangefarbenen Wollschnur um ihren Hals baumelt, führt Astrid Schorn die Teilnehmer ihres Deutschkurses an diesem lauen Sommerabend in St. Petersburg an das Thema der Stunde heran: Soziale Arbeit und freiwilliges Engagement.

Seit einigen Wochen leitet Astrid Schorn die Konversationsgruppe der Petersburger Sprachschule „Deutschklub“. Hier wird vor allem auf Deutsch geredet und diskutiert, anstatt die zähen Unregelmäßigkeiten deutscher Grammatik zu pauken. Fehler beim Sprechen werden von Astrid Schorn nur ganz selten korrigiert.

Das Thema der heutigen Runde ist das Thema, für das Astrid Schorn seit zwölf Jahren in St. Petersburg lebt und arbeitet. Manche sagen, Astrid Schorn, 34 Jahre alt, ist dieser Tage die bekannteste Deutsche in St. Petersburg. Diesen Titel weist sie mit einem leichten, aber überzeugenden Kopfschütteln von sich. Eines ist aber sicher: Astrid Schorn ist die engagierteste Deutsche der Stadt im sozialen Bereich.

Ihr Kleidungsstil fällt zunächst unter die Kategorie „nicht-russisch“: Astrid Schorn moderiert den Unterricht mit einer weiten beigen Stoffhose, einer luftig geschnittenen, blau-weiß geblühten Bluse und einem Kopftuch, das sie dreieckig über die hellen Haare gebunden hat. Der überdimensionale Kettenanhänger – das wollige Tscheburaschka – und der Rucksack vervollständigen das Bild einer offensichtlichen Ausländerin. Dabei spielt in Astrid Schorns Alltag die deutsche Herkunft kaum eine Rolle. Sie spricht fließend Russisch und ihr Freundeskreis besteht nur aus Russen.

Der Beginn von Astrid Schorns sozialem Engagement in St. Petersburg liegt zwölf Jahre zurück. Im Rahmen ihres Studiums der Sozialen Arbeit an der Alice-Salomon-Hochschule in Berlin kam sie für ein Praktikum in die Stadt an der Newa, um mit Straßenkindern Theater zu spielen. Mit dabei hatte sie ein Einrad und die Liebe zum Zirkus. Ein Jahr später waren die Grundsteine für den Zirkus Upsala gelegt, heute eines der bekanntesten Sozialprojekte der Stadt.

Astrid Schorn begriff während ihres Praktikums, dass Kinder aus Problemfamilien, die keine Eltern mehr haben oder ihre Tage auf der Straße verbringen, mit Theater und Sprache oft wenig anfangen können. Beim Seiltanzen oder dem Jonglieren mit Reifen und Bällen fühlen sich die Kinder jedoch herausgefordert, sicher und selbstbewusst. Die Betreuer müssen keine moralischen Keulen schwingen. Einfache Regeln, wie das Verbot von Alkohol, verstehen sich von selbst. Wer betrunken ist, kann weder Keulen durch die Luft wirbeln lassen, noch auf einem Schwebebalken ein Rad schlagen. Wer im Zirkus dabei bleiben möchte, wartet nicht auf die Standpauke der Pädagogen, sondern

beginnt von ganz allein hart zu trainieren. Als Akrobat oder Clown sehen die Kinder sogar die Welt. Jedes Jahr im Sommer fährt eine der Zirkusgruppen auf Tournee nach Deutschland. Absolventen des Zirkus haben in der Regel die Schule und eine Ausbildung abgeschlossen und sind berufstätig.

Astrid Schorn wirkt nicht wie jemand, der jemals Berührungsängste mit den „kleinen Gaukern“, wie sie sie nennt, haben könnte. Sie strahlt eine beeindruckende Ruhe aus, hektische Bewegungen oder ein Aufbäumen der Stimme kennt sie nicht. Nur ihr Lachen schwingt oft und klar durch den Raum. Der russische Alltag hat bei ihr keine Spuren hinterlassen, nicht einmal Falten finden sich in ihrem Gesicht.

Nach dem Unterricht trifft sich Astrid Schorn mit ihrer Freundin Sweta zum Essen. Es ist für deutsche Verhältnisse schon spät, nach 22 Uhr. Aber die weißen Nächte in Petersburg sind lang und meist auch fröhlich. Der Kellner des kleinen Restaurant mit zentralasiatischer Küche versichert den Frauen mit einem verschmitzten Lächeln, dass alles schnell zubereitet werde. Doch schon die Aufnahme der Bestellung läuft nicht reibungslos. Das erste Gericht, auf das die Wahl der beiden Frauen fällt, gibt es nicht: Die Speisekarte ist noch keinen Tag alt. Der Koch hat noch nicht alles vorrätig. Alternativ wählen Astrid Schorn und Sweta andere Gerichte aus. Doch der Kellner schüttelt immer wieder mit jungenhaftem Michel-Lachen den Kopf. Auf diesen Service antwortet Astrid Schorn mit ihrem Mädchenlachen. Sogar dann noch, als herauskommt, dass der Koch eigentlich nichts außer Schaschlik und Döner zubereiten kann. Die Frauen entscheiden sich für Döner und schwarzen Tee. Nachdem dann noch der Ausfall der Elektrik in der Küche behoben ist, wird das Essen nach über einer Stunde charmant serviert.

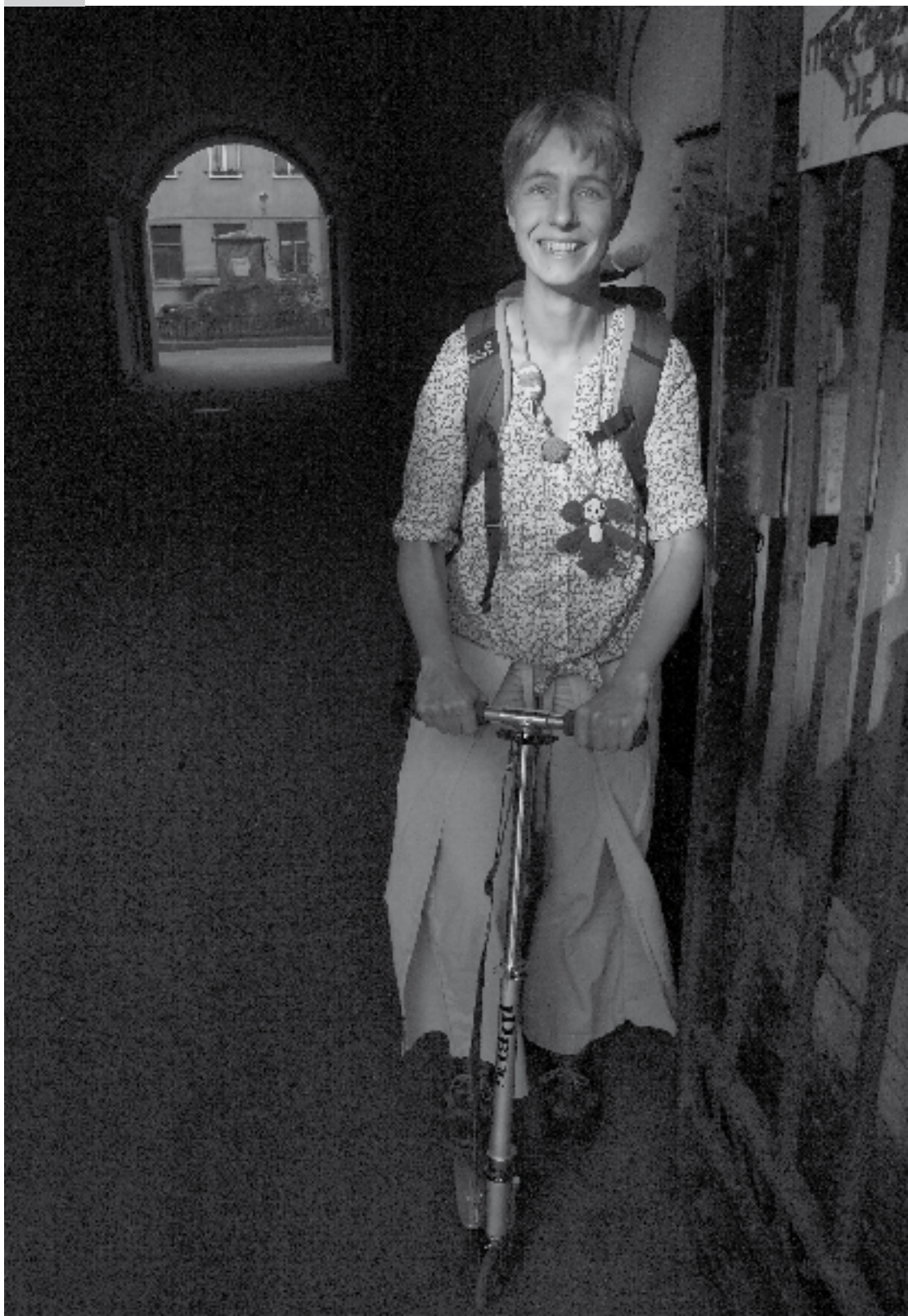
Fragt man Astrid Schorn, was sie besonders an den Russen mag, benutzt sie die gebräuchlichen Begriffe: Gastfreundschaft und der Zusammenhalt zwischen Familie und Freunden. Die Gastfreundschaft war es, die Astrid Schorn nach Russland gelockt hat. Als sie als Kind in der DDR aufwuchs, zählten viele Russen zu den Freunden ihrer Eltern. Auch Astrid Schorns Kinderärztin war Russin. Mit Tee und Konfekt machte sie aus der jungen Astrid Schorn einen Russland-Fan.

Etwas älter geworden, lebt sie nun in Russland das Leben einer Aussteigerin. Sie wohnt in Petersburg ohne Sozialversicherung oder sonstige Sicherheiten. Offiziell ist sie seit zwölf Jahren Freiwillige des Zirkus Upsala. Mit dem Deutschunterricht verdient sie sich das wenige Geld, das sie zum Leben braucht.

Soziale Projekte und freiwilliges Engagement sind in Russland noch immer weit weniger bekannt und vertreten, als in westeuropäischen Staaten, und würden auch meist eine schlechte Reputation haben, sagt Astrid Schorn. Das sei noch eine Nachwehe der Krise der 1990er Jahre, als nach dem Zerfall der Sowjetunion viele Unternehmen durch Korruption auffielen und das Vertrauen der Russen missbrauchten. Tatsächlich sind viele Russen bis heute skeptisch und vorsichtig. Hinter angeblich Hilfebedürftigen werden Schwindler vermutet. „Wohltätigkeit ist ein Instrument, um den Status quo zu erhalten“, sagt sie und fügt hinzu, dass Wohltätigkeit die Gesellschaft nicht verändern kann. Und so will auch Astrid Schorn die russische Gesellschaft nicht verändern. Hier ist der russische Staat gefragt, der Ideen aus der Gesellschaft aufnehmen soll und muss. Egal, ob diese Ideen von einer Deutschen oder Russin kommen.

Astrid Schorn hat noch viel vor in Petersburg. Sie möchte promovieren. Beim Thema ihrer Dissertation bleibt sie sich treu: Die pädagogischen Methoden des Zirkus Upsala für hilfsbedürftige Kinder. Doch eine wissenschaftliche Arbeit zu

Astrid Schorn verhilft „kleinen Gaunern“ durch Akrobatik zu einer besseren Zukunft.



sozialer Arbeit wird auch von deutschen Universitäten gern stiefmütterlich behandelt. Astrid Schorn fehlen noch ein Betreuer und ein Stipendium, um für die Zeit der Forschung finanziell abgesichert zu sein.

Ihre Familie in Berlin meint, es wäre langsam Zeit, zurückzukehren und etwas „Vernünftiges“ mit ihrem Leben anzufangen. Astrid Schorn denkt nicht daran.

**AUTORIN:**

Lisa Höhenleitner aus Berlin, Studentin der Slawistik und Politikwissenschaft.

**JOURNALISTISCH TÄTIG FÜR**

vitamin.de.

**SCHREIBT, WEIL**

sie sich selbst freut, wenn sie beim Frühstück am heimischen Küchentisch über die Alltäglichkeiten und kleinen Wunder im Leben der Menschen in der ganzen Welt lesen kann.

**WAR BEGEISTERT**

von dem unterhaltsamen Besuch des kleinen Restaurants mit Astrid Schorn und ihrer Freundin.



# Die Kunst, es zu wagen

**Marina Goiny ist vieles: Übersetzerin, Galeristin, Tausendsassa**

Kaum gelandet, und schon ist Aufräumen angesagt. Marina Goiny war mal wieder in Deutschland, diesmal auf der Documenta in Kassel. Zurückgekehrt ist sie mit frisch entfachter Leidenschaft für die moderne Kunst und den befreundeten Künstler Manfred Sieloff. Doch bevor der seine Kunststücke zeigen kann, muss die alte Ausstellung erst einmal abgebaut werden.

Marina Goiny steht in ihrer Galerie. Von der Decke baumeln papierene Monster, die müssten jetzt mal langsam abgeschnitten werden. Und dann soll auch noch der Kefir, mit dem Marina Goiny die Fensterscheiben geweißt hatte, abgewaschen werden. Und die Bücher wieder ins Regal, das sowieso. „Ach Manfredo“, Marina Goiny lässt sich auf ihr Sofa fallen. Erst einmal eine Zigarette und ein Cidre von der Bar im Erdgeschoss. Draußen rumpelt ein Zug vorbei, der Beat aus den Lautsprechern der Beachbar brummt in den Ohren. „Herrlicher Lärm, herrlicher Lärm“, seufzt Marina Goiny. Die Fenster können warten.

Für Marina Goiny müsste die Berufsbezeichnung Tausendsassa erfunden werden. Sie macht so vieles. Und was sie macht, das macht sie einhundertprozentig. Sie wollte mal das Leben einer Bäuerin auf dem Land leben, also kaufte sie mit ihrer Familie einen Hof in Brandenburg. Sie mag Folkrock, also lernte sie Akkordeon und Dudelsack. Sie ist Übersetzerin und Dolmetscherin für Gerhard Schröder und andere Spitzenpolitiker. Sie mag auch moderne Kunst. Also eröffnet sie eine Galerie in St. Petersburg.

Wenn man Marina Goiny glauben möchte, dann hat erst Russland aus ihr gemacht, was sie heute ist. „In Deutschland wäre ich nie aus dem

Knick gekommen“, sagt sie. „Aber hier haut dir jeden Tag einer mit dem Hammer auf den Kopf.“ Ein eigenes Übersetzungsbüro zu gründen, eine Galerie zu eröffnen, in Deutschland hätte sie sich das nie getraut, sagt Marina Goiny. Sie ist eine Frau, die ihre Unsicherheit, ihre Zweifel gut verstecken kann. Marina Goiny, 48 Jahre alt, hat eine raue Stimme, die sofort mitreißt. Sie ist begeisterungsfähig wie eine Jugendliche, jemand, der nicht lange beim Sie bleibt, sondern schnell zum Du übergeht.

Nach St. Petersburg kam sie vor zwölf Jahren – nachdem der Traum mit dem Bauernhof wegen eines Familienstreits geplatzt war. Marina Goinys Mutter ist russische Muttersprachlerin, sie schickte ihre Tochter schon in jungen Jahren immer mal wieder nach Russland, zum Kultur schnuppern. Nichts lag da also näher für Marina Goiny, als in den Osten zu ziehen. Was zunächst als befristeter Job für eine Filmproduktion geplant war, wurde schließlich zu einer Dauerlösung. Marina Goiny arbeitete als Übersetzerin für das deutsche Generalkonsulat in St. Petersburg. Und obwohl sie längst selbstständig ist, wird sie immer noch angefordert, wenn Ministerpräsidenten oder andere Würdenträger einfliegen. Schriftliche Übersetzungen macht sie am liebsten in ihrer Galerie, nachts, wenn unten in der Bar die Musik richtig laut aufgedreht wird und bei Marina Goiny im ersten Stock der Schreibtisch bebt. „Allein zu Hause würde ich doch vor Langeweile sterben.“

Eine kreuzgerade Marina Goiny im Hosensatz und mit sorgsam geföhntem Haar auf der Bühne neben einem Politiker. Und Marina Goiny, im Sessel läummelnd, mit durchgewirbeltem Haarschopf und rauchigem Lachen. Das scheinen zunächst zwei völlig unterschiedliche



„Allein zu Hause würde ich vor Langeweile sterben“

Persönlichkeiten zu sein. Aber Marina Goiny stellt sich nie. Immer wirkt sie natürlich, nie wirkt ihr Interesse geheuchelt.

Die Galerie „Masterskaja alta lingua“, hat sie im Mai vergangenen Jahres auf einem alten Lagergelände eröffnet, das gerade zu den angesagtesten Treffpunkten in St. Petersburg avanciert. Erst kamen die Yoga-Fans, dann die Veganer, dann Marina Goiny. Ihre Galerie war früher eine Kneipe, die übersetzt „Besoffene Birne“ hieß. „So sah es hier auch aus.“ Der jetzige Ausstellungsraum ist weiß in weiß, viel Beton auf dem Boden hat die alten Kneipenspuren unter sich begraben. Die Künstler, die bei ihr ausstellen dürfen, wählt sie streng nach Sympathie aus. „Die Galerie läuft nicht gut, aber es macht Spaß“, sagt Marina Goiny. Und man nimmt ihr gern ab, dass das für sie das Wichtigste ist.

Es ist spät geworden im Atelier. Die papierenen Monster sind von der Decke verschwunden. Drei Cidre hat es dafür gebraucht – und viel mehr Zigaretten. Die Bücher bleiben erst einmal wo sie sind, hat Marina Goiny beschlossen, das Regal sieht leer auch ganz gut aus. Und der getrocknete Kefir an den Fenstern? Marina Goiny schaut gespielt verzweifelt. In den vergangenen Stunden hat Manfred Sieloff, ihr Manfredo, begonnen mit Kreditkarten, Schlüsseln, und allem, was ihm in die Hände fiel, kleine Kunstwerke in die weiße Schicht zu schaben. „Die Fenster krieg' ich wohl nicht wieder“, sagt die Galeristin. Marina Goiny hat viele Talente. Eines davon: Sie kann auf saubere Fenster verzichten.

#### **AUTORIN UND LEITERIN DES WORKSHOPS:**

Diana Laarz, geboren in Mecklenburg-Vorpommern, wohnt derzeit in Moskau, freie Journalistin.

#### **JOURNALISTISCH TÄTIG FÜR**

GEO, ZEIT, NIDO u.a.

#### **SCHREIBT, WEIL**

man mit Worten Bilder malen kann.

#### **WAR BEGEISTERT,**

als Marina ihr erlaubte, eines der Kunstwerke in deren Galerie von der Decke zu reißen. „Es ist vielleicht nicht gut, Kunst zu zerstören, aber ein bisschen Spaß macht es doch.“



# Eine deutsche Insel

## Die russlanddeutsche Kolonie Strelna – ein Ort reicher Geschichte und enttäuschter Hoffnungen

Olga Petrowna Schneider steht inmitten ihres blühenden, duftenden Gartens. Rosen, Kamille, Apfelbäume, Himbeeren, Petersilie, Kartoffeln, Tomaten und Gurken – kein Quadratzentimeter freier Boden ist zu sehen. Olga Petrowna drückt ein schwarzweiß-braunes Kaninchen an ihre Brust. Zwischen Sträuchern grunzt und schnauft der Familienliebbling Tschunja – ein schwarzes Hängebauschwein. An die Beine schmiegt sich, rund wie ein Ball, ein gestreifter Kater mit dem offiziellen Namen Oswald, Spitzname „Kaiser“. Hähne krähen und Fasane geben unmelodisch laute Revierrufe von sich. Das ist nur ein Teil des Haushaltes, den Olga Petrowna Scheider in Neudorf-Strelna führt, manch einer würde vielleicht Zoo dazu sagen.

Anfang des 19. Jahrhunderts gab es mehr als 100 deutsche Dörfer rund um St. Petersburg, jetzt ist Neudorf-Strelna die einzige deutsche Siedlung im Nordwesten Russlands. 38 weiße, zweistöckige Häuser stehen wie Eisenbahnwaggons in Reih und Glied an der Straße. Hier wohnen 50 russlanddeutsche Familien aus Kasachstan, die in den 1990er Jahren nach Neudorf-Strelna kamen, um ihr Glück zu finden. Sie verließen ihre Heimat in Kasachstan mit dem Versprechen im Hinterkopf, dass die Häuser in Neudorf-Strelna bald ihnen gehören würden. Manch einer wartet heute noch auf diesen Moment.

Olga Scheider deckt den Küchentisch. Zwei schnelle Bewegungen und schon stehen Teller mit Grießbrei und Brot auf dem Tisch. Nebenbei spricht sie mit ihrer Tochter Ljudmilla. „Ljuda, hast du schon genug gesalzen und gepfeffert?“ Die beiden bereiten das Futter für die Tiere zu. Olga Schneider, 51 Jahre alt, tut oft viele Dinge gleichzeitig. In diesem Fall: Essen, Kochen und ihre Lebensgeschichte erzählen.

Olga Schneiders Eltern wurden auf Stalins Befehl in den 1940er Jahren aus dem Wolgagebiet nach Ostkasachstan deportiert. Olga Schneider wurde dort geboren, hat dort gelernt, gearbeitet und geheiratet. Sie hat vier Söhne und eine Tochter. In der Familie spricht nur eine Person Deutsch, die Tochter Ljudmilla. Olga Schneider hat das, was sie mal konnte, längst vergessen. Aber sie trägt ein T-Shirt, auf dem auf Russisch steht: „Sei schlau, lerne Deutsch“.

Plötzlich sind die Teller leer. Olga Schneider springt auf: „Ljuda, ich bringe Tschebrez, Tschistotel und Iwan-Tschai. Wir gießen grünen Tee auf“. Ohne die Reaktion der Tochter abzuwarten, steigt sie die Stufen ihres zweistöckigen Hauses hinauf. Schon hält sie die Teekanne bereit und gießt kochendes Wasser auf.

Die Bewegungen von Olga Schneider sind exakt und schnell wie die eines Chirurgen. Sie hat hellbraune Augen und buschige Augenbrauen, in ihrem Haar tauchen die ersten grauen Strähnen auf. Rund um die Augen und Mund haben sich Falten eingegraben. Es gibt dafür nur einen Grund: Das häufige Lächeln.

Strelna war schon zu früheren Zeiten deutsch. Die Kolonie Strelna war im Russland der Zaren eine der größten und blühenden deutschen Kolonien. Sie wurde unter Alexander I. erbaut. Der wiederholte die Einladung seiner Großmutter Katharina der Großen an alle Deutschen, in Russland ihr Glück zu suchen. Die Geburt des ersten Kindes in der Kolonie am 18. November 1810 gilt als offizielles Gründungsdatum. Später lebten in Strelna bis zu 640 Deutsche.

Es dauerte nicht allzu lang und Strelna hatte sich bei den Petersburgern einen Namen gemacht. Die Sommerausflügler schätzten die frische Seeluft und die billigen Gasthäuser. Die Hausfrauen

priesen die Milchprodukte, für die die Bauern aus Strelna berühmt waren. Die Eisenbahn, die die Produkte von Strelna nach St. Petersburg lieferte, wurde „Milcheisenbahn“ genannt.

Die Geschichte von Strelna endete vorerst im Jahr 1917. In den Jahren des Stalin-Terrors wurden die Deutschen in Russland verfolgt, vertrieben und zum Teil getötet. Die deutsche Kolonie Strelna gab es nicht mehr.

„Achtung! Wir werden angegriffen! Ich wiederhole: wir werden angegriffen!“ Plötzlich ertönt der Klingelton von Ljudmilla Schneiders Handy durch die Küche.

In den 1990er Jahren fällt Olga Schneider die Entscheidung, mit ihrer Familie in die Nähe von St. Petersburg zu ziehen. „Ich habe hier einfach mehr Perspektiven gesehen“, sagt sie. Der Umzug erfolgte im Mai 1998.

Neudorf-Strelna sollte eine Mustersiedlung werden, ein Vorreiter für viele folgende Projekte. Der deutsche Staat hat sich daran beteiligt, um den Zustrom an Aussiedlern nach Deutschland einzudämmen. Man wollte den Russlanddeutschen in Russland eine Alternative bieten. Geplant waren 170 Häuser für 1000 Russlanddeutsche. Es sollte eine grüne Stadt werden, davon träumten die Väter des Projekts. Zum Plan gehörten auch eine Schule, ein Kindergarten, ein Dorfladen, ein Haus der Begegnung und ein Krankenhaus. Nichts davon ist wahr geworden. Es wurde nur der erste Bauabschnitt fertig gestellt, 38 Häuser, in denen 50 Familien leben.

Die Schneiders haben ihr Haus in Neudorf-Strelna mit dem Versprechen bezogen, sie könnten Haus und Grundstück innerhalb von zehn Jahren durch die Zahlung einer jährlichen Rate erwerben. Seit kurzem sind die Schneiders Besitzer ihres Hauses. Sie mussten dafür zehn Prozent des heutigen Marktwertes bezahlen. Der beträgt etwa 384.000 Euro. Der vereinbarte Marktwert aus dem Jahr 1998 war 12.500 Euro. Die Bewohner von Neudorf-Strelna streiten seit Jahren für die Einhaltung der alten Vereinbarungen. Vergebens. „Der Boden gehört immer noch nicht uns“, sagt Olga Schneider.

Neudorf-Strelna liegt in einer guten Gegend. Das Land ist immer noch wertvoll, vielleicht wertvoller als vor 200 Jahren. Der Konstantin-Palast befindet sich in unmittelbarer Nähe, genauso wie die ehemalige Zarenresidenz Peterhof. Der Bau in Strelna geht nicht weiter. Dafür wachsen rundherum dreistöckige Villen der Petersburger Elite.

„Ich bringe ein paar schöne Fotos.“ Olga Schneider wechselt nur zu gern das Thema. Sie zeigt Bilder der Folkloregruppe „Nemezkaia Sloboda“. „Ohne diese Gruppe würde ich verwelken“, sagt Olga Schneider. Die Treffen jeden Sonntag, auf denen getanzt und gesungen wird, würden ihr helfen, sich als Deutsche zu fühlen. Die Mutter und Tochter Ljudmilla sind Solistinnen der Musikgruppe, der Sohn Christopher spielt Geige.

Zu den deutschen Traditionen in der Familie Schneider zählen außerdem Feiern wie Ostern, Nikolaus und Weihnachten. Dann zieht sich Ljudmilla schon mal ein Nikolauskostüm an und beschenkt alle Familienmitglieder mit Süßigkeiten. Olga Schneider würde gern eine Kirche in Neudorf-Strelna besuchen, aber die gibt es nicht. Die Reste des alten Gotteshauses wurden abgetragen, an der Stelle befindet sich nun ein kleines Gewerbegebiet. Auch der alte Friedhof ist vernachlässigt.

Olga Schneider schüttelt die Gedanken ab, an das, was war und was sein könnte. Sie gießt schon wieder Tee nach und lacht schallend. Sie zitiert ihr Lebensmotto: „Vorwärts, nur vorwärts!“.

**AUTORIN:**

Jekaterina Salazgorskaja aus Almaty, Kasachstan, Vorsitzende des Verbandes der deutschen Jugend Kasachstans und Projektleiterin der Assoziation der Deutschen Kasachstans.

**JOURNALISTISCH TÄTIG ALS**

Freie Korrespondentin bei der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“, Kasachstan.

**SCHREIBT, WEIL**

sie die „unbegrenzte Freiheit“ am Journalismus fasziniert: „Man kann über die Natur, Politik oder einzelne Personen, etwas Positives, Negatives, Trauriges oder Komisches schreiben und man kann die eigene Meinung und Meinungen anderer Personen wiedergeben – meistens ohne dafür bestraft zu werden.“

**WAR ÜBERRASCHT,**

als die Hauptfigur ihrer Reportage auf die Frage, ob sie irgendwelche Haustiere habe mit dem Ausruf „Tschunja, komm zu uns“ reagierte und daraufhin das schwarze Hängebauchschwein vor der Eingangstür des Einfamilienhauses auftauchte.

# DANKSAGUNG

Das Institut für Auslandsbeziehungen bedankt sich herzlich für die Zusammenarbeit mit dem deutschen Generalkonsulat und dem Goethe Institut in St. Petersburg. Außerdem geht ein herzlicher Dank an Frau Arina Nemkova, die Stiftungsleiterin der Stiftung zur Förderung und Entwicklung der deutsch-russischen Beziehungen im Deutsch-russischen Begegnungszentrum an der Petrikirche Sankt Petersburgs. Ein weiterer Dank geht an die Workshopleiterin Diana Laarz und die Mitglieder der Jury Kathrin Aldenhoff, Sonja Bill und Mathis Winkler. Allen Interviewpartnern, die im Rahmen der Recherchen Rede und Antwort gestanden haben, sei ebenfalls ein herzlicher Dank ausgesprochen.





# ÜBER DAS IFA

Das ifa ist im Rahmen der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik als Kompetenzzentrum und Kulturmittler tätig: Es fördert den Kunst- und Kulturaustausch mit Deutschland und den interkulturellen Dialog. Im Sinne seines Leitbilds versteht das ifa Dialog als Wertschöpfung aus kultureller Vielfalt. Das ifa vernetzt Zivilgesellschaft, kulturelle Praxis, Wissenschaft, Medien und Wirtschaft im Diskurs kulturpolitischer Themen; es initiiert, moderiert und dokumentiert Diskussionen zu internationalen Kulturbeziehungen. Das ifa setzt Programme der zivilen Konfliktbearbeitung um und fördert gesellschaftliche Vielfalt durch die Unterstützung kultureller Minderheiten.

Mit seinem Bereich „Integration und Medien“ leistet das ifa einen Beitrag zum europäischen Einigungsprozess, zu den kulturellen Beziehungen innerhalb und außerhalb Europas und befördert ein positives Deutschlandbild, indem es deutsche Minderheiten in Mittelost-, Südosteuropa und in der GUS dabei unterstützt, als zivilgesellschaftliche Akteure und Brückenbauer zu wirken und sich professionell zu positionieren.

Das ifa sieht in den ausgeprägten und Jahrhunderte alten Minderheitensituationen in Mittelost-, Südosteuropa und der GUS Potentiale: Minderheiten sind in der Lage, zwischen den Kulturen zu vermitteln und Impulse für das Zusammenleben verschiedener Kulturen zu geben. Voraussetzung dafür ist, dass die Minderheiten sowohl institutionell als auch personell gut aufgestellt sind, selbstbewusst auftreten können, gesellschaftlich anerkannt sind und über attraktive Programme verfügen. Dazu will das ifa beitragen.



ifa

Institut für  
Auslandsbeziehungen e. V.

Charlottenplatz 17 Postfach 10 24 63  
D-70173 Stuttgart D-70020 Stuttgart  
Tel. +49/711 2225-0 Fax +49/711 2 26 43 46  
www.ifa.de info@ifa.de

